Der
Congreß zu Wien.

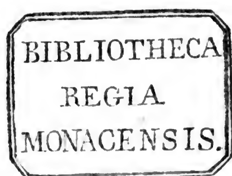
Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Dritter Band.

Wien. 1854.
Jaspers Wwe & Hügel.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Congreß zu Wien.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Bei Lady Wilson.

Lady Wilson ist eben aus ihrem Boudoir in den Salon getreten, um Lady Emilie Castelreagh zu empfangen.

Die Gattin des Ministers prangt in einer schwarzen Atlasrobe und strahlt derart in Schmuck, als hätte sie auf Kosten des guten Geschmackes den Beweis führen wollen, wie viel eine Dame an Edelsteinen und Gold zu tragen im Stande sei, ohne unter der Last zusammenzubrechen.

Ihr gegenüber war die kleine, bleiche Wilson fast unansehnlich zu nennen, obwohl ihr lebhaftes Wesen und das feurige Auge Zierden waren, die man bei keinem Juwelier kaufen, folglich auch nicht übersehen konnte.

Daß die stolze Gemalin des englischen Premiers die einfache Lady besuchte, mochte in den bestehenden Verhältnissen seinen Grund haben.

Lady Castelreagh war weder in den französischen noch in den russischen, am allerwenigsten aber in den Wiener Salons eine angenehme Erscheinung, ihre Hoffart widerte an, man konnte nicht umhin, sie einzuladen, aber man that es ungern; sie fühlte dies und befand sich deshalb auch nirgends heimisch.

Es war also natürlich, daß sie sich um so inniger an ihre Landsleute anschloß, vor Allem aber an Lady Wilson, mit welcher sie durch eine Art natürlichen Bandes gewissermaßen verwandt war.

Es herrschte zwischen diesen beiden Damen ein, wenn auch nicht freundschaftlicher, so doch vertraulicher Ton, bei dem keine Etikette obwaltete.

Ich komme Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, begann Lady Emilie.

Sie machen mich neugierig.

Briefe aus London melden bereits den Namen des Bevollmächtigten, der meinen Gatten am Kongresse ersetzen wird, wenn wir uns nach dem neuen Jahre zur Eröffnung des Parlamentes nach Hause begeben.

Bis dahin sind aber noch Monate!

Gleichviel, der Ersatzmann ist doch schon bestimmt, es ist Lord Wellington!

Ah, das ist nicht möglich!

Sie denken vielleicht, weil die Stael von ihm sagte, daß er außer der Schlacht nicht zwei Ideen besitze, das macht nichts, er wird doch kommen. Es versteht sich von selbst, der Sieger von Victoria kann nur in Begleitung Derjenigen erscheinen, die auch ihn besiegt hat, Madame Grassini wird nicht ermangeln, den edlen Lord zu begleiten.

Lady Wilson, welche in dem Gedanken, bald eine Schicksalsgenossin zur Seite zu haben, eine gewisse Satisfaktion fand, erwiederte:

„Madame Grassini ist eine berühmte geistreiche Frau,

man wird nicht umhin können, ihr zu huldigen, und zwar nicht blos um ihres Geliebten Willen. Am Ende ist es für einen Mann angenehmer, eine geistreiche Geliebte als eine bornirte Gattin zu besitzen. Ach, was gebe der kluge Herr von Talleyrand darum, wenn seine zweite Hälfte nicht gar so — naiv wäre. Die Franzosen erzählten sich hundert anmuthige Geschichten von ihrem idyllischen Geisteszustande.

Wahrscheinlich kleine Bosheiten zum Aerger der guten Dame erfunden —

Oh, nicht doch, ich hörte sie von Freunden des Herrn von Talleyrand erzählen.

Eines Tages kommt der Minister nach Hause und sagte zu seiner Gattin:

„Meine Theuere, ich habe Denon zu Tische geladen!"

„Wer ist Denon?"

„Denon ist ein berühmter Reisender, der beim Kaiser in hoher Gunst steht und der uns von Nutzen sein kann. Sie werden so gütig sein, ihm einiges Schöne über seine Reisen zu sagen."

Die schöne Kreolin, welche ihren ersten Mann verließ, um Fürstin von Benevent zu werden, kam dem Wunsche ihres Gemals pünktlich nach, aber in welcher Weise.

Bei der Tafel war große Gesellschaft, Madame ist sehr anmuthig und wendet sich plötzlich an Herrn Denon:

„Ich habe sehr viel Schönes von Ihnen gelesen, was macht denn Ihr Freund, der Herr Freitag?"

Denon riß die Augen auf und die Gesellschaft stutzte.

„Ich meine,“ fuhr die unglückliche Dame fort, „ich meine den Herrn Freitag, mit dem Sie die wüste Insel bewohnt haben in Gesellschaft von Lama's.“

Weiter kam es nicht, denn Herr von Talleyrand, dem der Marschall Lannes nachrühmte, daß man ihm von rückwärts einen Stoß appliciren könne, ohne daß er vorne die Farbe wechselte, dieser Herr von Talleyrand wurde leichenblaß über die Ignoranz seiner zweiten Hälfte, die wahrscheinlich nur den Robinson gelesen hatte und den bedauernswerthen Einfall hatte, Herrn Denon mit Robinson zu indentificiren.

Die Geschichte flog wie ein Blitz durch ganz Paris und machte so großen Skandal, daß sich sogar Herr von Talleyrand ihrer schämte, was jedoch wirklich nicht wenig sagen will.

Lady Emilie lächelte und sagte:

„Es ist wahr, einfältige Frauen haben manches Unangenehme, doch rühmt man ihnen nach, daß sie sehr treu seien.“

„Weil sie keinen Geist besitzen, um zu fesseln, ich erkenne daran eben so wenig Tugend, wie bei einer häßlichen Frau, die ob ihrer Häßlichkeit keine Anbeter findet. Was man muß, ist kein Verdienst. Wer nicht ißt, weil er nichts zu essen hat, dem rechnet der Koran keine Fasttage an, nur wer an voller Tafel sitzt und fastet, baut sich Stufen zum Schooß des Profeten.“

„Haben Sie schon von dem neuesten Duell gehört?“

„Ja, doch erfuhr ich noch nichts Bestimmtes über den Grund desselben.“

„Ich will es Ihnen erzählen.“

„Madame X. ist, wie Sie wissen, eine noch immer hübsche Frau und ist von der kleinlichen Eitelkeit besessen, ein eigenthümliches Parfüm zu besitzen; ein Parfüm, dessen Erfinderin sie sich zu sein rühmt.“

„Ich weiß nicht, ob sie bereits mit Madame X. in Gesellschaft waren.“

„Im bejahenden Falle muß Ihnen der penetrante Duft eines Gemisches von Rosen und Moschus aufgefallen sein, der stark genug ist, sogar eine Tabak schlürfende Nase zu verletzen; dieser Duft rührt von jenem Parfüm her, welches so ausschließlich Eigenthum der Madame X. ist, daß man, ohne sie zu sehen, ihre Gegenwart schon an diesem Geruche erkennen kann.“

„Vorgestern Morgens besuchte Herr X., der Gemal der Parfümeerfinderin, seinen Freund Herrn Y.“

„Kaum hat er die Thürschwelle überschritten, so bleibt er erstarrt stehen, zieht die Nasenflügel in die Höhe und ruft dann:

„Tausend Teufel, meine Frau ist bei Ihnen.“

„Herr Y. ist verlegen und erwiedert: Warum nicht gar!“

„Leugnen Sie nicht, sie ist bei Ihnen, ich rieche sie, das ist ihr Parfüm.“

„Es erfolgt eine Scene, die versteckte Dame entflieht durch einen Gang, Herr X. sieht sie nicht, aber er folgt der Spur des entsetzlichen Parfüms, die sich bis in sein Haus zieht und heute duelliren sich die beiden Herren.“

Die Damen lachten und Lady Wilson sagte:

„Die Moral dieser Geschichte ist: Man erfinde keine Parfüms, am allerwenigsten dann, wenn man außer seinem Gatten auch andere Männer interessant findet."

„Ich muß Ihnen aber auch gestehen, die Luft in Wien gleicht einer Zauberluft, der die Sinne entflammt und berauscht. Es ist kein Wunder, wenn man in den Strudel dieser Wall umgebenen Stadt mit hineingerissen wird."

„Man muß sich nur nicht zu sehr mitreißen lassen, meinte Lady Emilie lächelnd, dann, als besänne sie sich plötzlich an eine wichtige Angelegenheit, sagte sie: Sind Sie auch bei Herrn Foneron geladen?"

„Bei Herrn Foneron? Wer ist Herr Foneron?"

„Ein Landsmann von uns, aber ein Original. Ein kleines buckliges Männchen, Aesop wäre ihm gegenüber ein Adonis gewesen."

„Herr Foneron war lange Zeit Banquier in Livorno, erwarb dort großen Reichthum und übersiedelte dann hieher."

„Der kleine Bucklige ist aber nicht nur sehr reich sondern auch klug. Als er mit dem Gedanken umging, sich zu vermälen, fürchtete er die schlimmen Folgen seiner äußeren Erscheinung bei einer Frau von circassischem Wuchse."

„Was that also unser Landsmann?"

„Er suchte so lange, bis er ein junges Mädchen fand, mit einem allerliebsten Gesichtchen, blühend wie eine

Rose, aber mit einem Buckel wo möglich noch krummer wie der seinige."

„Dieser Holden bot er seine Hand an und das arme Kind beeilte sich natürlich, sie anzunehmen,"

„Die beiden Gnomen wandern nun vergnügt durchs Leben, eines hat dem andern nichts vorzuwerfen, sie passen zu einander, als hätte Amor sie für einander geschaffen und Herr Foneron ist nicht nur stolz auf die Treue seiner Gattin, sondern auch auf die ausgezeichneten Diners seiner verschwenderisch besetzten Tafel."

„Sie werden in vielen Salons die Küche des Herrn Foneron mit Wichtigkeit besprechen hören, als ob es die Restauration eines Königreiches gelte, seine Freitagdiners haben ob ihrer ausgezeichneten Beefsteaks eine europäische Berühmtheit erlangt und man ist bereits übereingekommen Herrn Foneron den „Koch des Kongresses" zu nennen."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf dieses Original aufmerksam machten, ich werde mich bei Foneron einführen lassen."

„Was hören Sie aus dem Hotel Stahremberg?"

Im Vorbeigehen sei es bemerkt, daß in diesem Palais Lord Stewart wohnte.

„Ich höre von einem Balle, den man dort am Geburtstage unserer Königin zu veranstalten beabsichtiget."

„Also ein Ball?"

„Mit einer originellen Wendung. Lord Stewart gedenkt nämlich den Einladungsbillets die höfliche, aber

dringende Bitte beizufügen, daß man sich zu dem Balle im Kostüme der Königin Elisabeth einfinden möge."

„Und Mylord, wird er auch?..."

„Er gedenkt in seiner Scharlachuniform als Husarenoberst zu prangen."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung, ich werde meine Vorbereitungen treffen."

„Ah, bis dahin ist noch Zeit genug."

„Mylady," meldete ein eintretender Diener, „Herr Balthasar Kern mit zwei jungen Leuten."

Lady Castlereagh erhob sich, nahm mit einigen freundlichen Worten Abschied und entfernte sich gemessenen Schrittes.

Herr Balthasar mit seinen beiden Schützlingen trat ein.

Die Dame nickte den Besuchenden freundlich zu und sagte:

„Nur näher, ich habe Sie zu mir geladen und Ihnen gebürt das Recht, nicht an der Thüre stehen zu bleiben. Lassen Sie sich nieder, ich freue mich, Herr Kern, daß Sie meinem Wunsche sobald nachkamen; ich interessire mich für die beiden Kleinen, sie gefallen mir."

Während die Dame sprach, hatte Herr Kern, ohne sie anzusehen, seinen Blick in so auffallender Weise auf Einen Punkt gerichtet, daß jene nicht umhin konnte, der Richtung seines Auges zu folgen.

Sie sah, daß seine Aufmerksamkeit einem Vogel galt, einem niedlichen Thierchen, das man aus den indischen Wäldern nach London und von dort nach Wien geschleppt hatte, so wie man Menschen, die in der Heimat frei

sind, mit Gewalt in die weite Ferne sendet, um sie dort zu Sklaven zu machen.

„Gefällt Ihnen der Vogel?“ fragte die Dame, welcher die ihrem Lieblinge gespendete Aufmerksamkeit schmeichelte, im gütigen Tone.

„Welch ein wunderhübsches Exemplar,“ rief der Pädagog begeistert.

„Es ist ein Kolibri.“

„Ein amerikanischer Vogel! O, welch ein Glück für mich, wenn es mir gegönnt wäre, dieses Thierchen unter meinen Schülern zu zählen! Ich unterrichte nämlich Vögel im Sprechen und Singen; erst gestern, als wir die Tafel verließen, sagte die Fürstin Lobkowitz zu mir: Lieber Herr Kern, ich werde ihnen nächster Tage eine Meise schicken, welcher Sie das Posthornlied lehren müssen.“

„Sie wünschten also auch meinen Vogel zu unterrichten?“

„O, welch ein Glück für mich, auch einmal einen ausländischen, einen überseeischen Vogel in die Lehre zu bekommen. Denken Sie sich, Mylady, diesen Amerikaner, wenn er das schöne Lied pfeift: „Nur langsam voran, nur langsam voran!“ oder zum Beispiel ein anderes: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!“

„Ich will mir den Antrag überlegen,“ unterbrach Lady die Begeisterung des Pädagogen, „bemerke jedoch im Voraus, daß ich den Vogel nicht aus dem Hause gebe.“

„Daran liegt nichts, ich würde so frei sein, ihm die Lektionen hier zu ertheilen.“

„In welcher Weise?“

„Indem ich ihm täglich die genannten Lieder einige Stunden lang vororgle.“

Lady Wilson rief lächelnd:

„Und ich müßte das Geleier mit anhören! In Wahrheit, das wäre eine angenehme Existenz; wie gesagt, ich will mir den Antrag überlegen und zwar sehr bedächtig überlegen. Jetzt zu Ihnen, meine Lieben“ — sie wandte sich zu den Geschwistern — „erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben, ich bin neugierig, möchte Ihre Vergangenheit kennen, wie alt sind Sie?“

„Sechzehn Jahre, gnädige Frau.“

„Leben Ihre Eltern noch?“

„Nein antwortete Josef, den die Erinnerung augenblicklich traurig stimmte, die Mutter starb, als wir fünf Jahre zählten, und den Vater verloren wir vor einem Jahre.“

„Wer war Ihr Vater?“

„Ein armer Schulmeister in Deutschböhmen. Er unterrichtete uns, lehrte uns Musik, und was wir wissen, ist das Erbtheil, welches er uns hinterließ. Es ist wenig, aber es reicht gottlob hin, uns so viel zu verdienen, daß wir nicht nöthig haben, die Barmherzigkeit der Menschen anzurufen.“

„Sie ernähren sich also durch Musiziren?“

„Ja, Mylady.“

„Haben Sie sich bereits in mehreren Salons hören lassen?“

„Nein.“

„Spielen Sie die Flöte geläufig?"

„Ich schmeichle mir."

„Sind Ihnen bereits Einladungen zugekommen?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Haben Sie keine Bekanntschaften in Wien?"

„Nein!"

„Durchaus nicht?"

„Josef hielt ihren forschenden Blick aus und erwiederte: Gewiß nicht!"

„Wohlan, ich werde mir Mühe geben, Ihnen nützlich zu sein; um Ihnen jedoch schon im Momente gefällig zu werden, lade ich Sie — zu Josef — ein, sich öfter bei mir einzufinden und mit mir zu musiziren; ich spiele den Flügel und liebe es nicht, mich allein zu üben. Die Stunde werde ich jedes Mal im Voraus bestimmen. Sind Sie geneigt, meinem Wunsche zu willfahren?"

„Ich fühle mich glücklich, Ihnen zu gehorchen."

„Die Dame lächelte freundlich, wandte sich zu Josefine und sagte: Ich denke, was für Ihren Bruder geschieht, nützt auch Ihnen."

„So ist es, gnädige Frau!"

„Oh, nahm jetzt Herr Kern das Wort, sie lieben sich und hängen an einander ganz so, wie es das Sprichwort will, das heißt wie Zwillinge."

„Lady Wilson erhob sich und sagte: Es bleibt bei meinem Wort, ich erwarte für morgen Ihren ersten Besuch, bringen Sie Ihre Flöte mit, Musikalien werden Sie hier finden."

„Ist das eine liebe, freundliche Dame, sagte Herr

Balthasar, als sie die Treppe hinabstiegen, ich bin ganz eingenommen für sie. Ich will mich aber auch zusammennehmen, bis ich ihren Kolibri in die Lehre bekomme, dem soll man's in zwei Monaten nicht anhören, daß er ein Amerikaner ist, der soll mir keinen Naturton mehr in der Kehle haben, sondern genau nach meiner Drehorgel pfeifen. Jetzt meine Lieben, b'hüt Sie Gott!"

„Begleiten Sie uns nicht?"

„Thut mir leid, ich habe keine Zeit. Ich werde beim Fürsten Zinzendorf erwartet und da muß man pünktlich sein, das ist gar ein genauer Herr; außerdem bin ich gewohnt, mein Wort zu halten. Also adjeu, kommen Sie gut nach Hause und grüßen Sie mir Madame Bergmann!"

Zweites Kapitel.

Erklärung.

Der Marquis von Montferon konnte sich seines Liebeglückes nicht in vollem Maße erfreuen.

Seine Schwermuth, seine Düsterkeit waren im Wachsen begriffen, selbst die Zärtlichkeit Theodora's war oft nicht im Stande, sie hinweg zu kosen und man erkannte den Zwang, den er sich in solchen Momenten anthun mußte, um heiter zu scheinen.

Seit jenem Diner bei der „Kaiserin von Oesterreich" überkam ihn eine Kleinmuth, eine Aengstlichkeit, die ihn fast menschenschen machte und jeden Anlaß meiden ließen, mit dem Engländer Raily zusammen zu treffen.

Theodora sah bekümmerten Herzens den sich immer steigenden Trübsinn des Geliebten, und was sie fast noch mehr beunruhigte, war die Mühe, die er sich gab, seine Gemüthsstimmung vor ihr zu verbergen.

Sie quälte sich mit Gedanken und Muthmaßungen, allein wie sollte sie sich in einem Labyrinth von Vermuthungen zurecht finden, da kein Ariadnefaden ihr zum Leiter diente.

Sie sandte Vertraute in das Haus, wo Achille wohnte, um dort über seine Lebensweise nachzuforschen, allein was sie erfuhr, lautete so vortheilhaft für den jungen Mann, daß jeder unwürdige Verdacht schwinden mußte, wenn ein solcher sich ihrer auch bemächtigt hätte, was aber gewiß nicht der Fall war.

Sie forschte nur nach der Ursache seines heimlichen Grames, nicht weil sie ihm mißtraute, sondern weil sie sein Leiden bannen wollte und man eine jede Krankheit kennen muß, bevor man sie zu heilen im Stande ist.

Der Liebeshimmel Theodora's umzog sich also nach und nach mit düsterem Gewölk, einerseits dachte sie der Drohung Raily's, anderseits bangte sie um Achille; sie fühlte sich von einer unbekannten, unsichtbaren Gefahr umschwebt und zitterte vor jedem kommenden Augenblicke.

Fast mehr als Theodora litt der Marquis.

Er fühlte, daß er die Ursache ihres Schmerzes sei und vermochte nichts zu thun, um sie davon zu befreien.

Auf seiner Seele lastete mit Zentnerwucht die Vergangenheit und keine Macht der Welt ist im Stande, was bereits geschah, ungeschehen zu machen.

In manchen Augenblicken, wo ihn der Schmerz ganz und gar bewältigte, überkam ihn der Gedanke, der Geliebten das Geheimniß zu entdecken, vor ihren Augen den Schleier zu zerreißen, der bis jetzt die dunkle Seite seines Lebens verhüllte, aber er schreckte vor diesem Gedanken bald zurück, er fürchtete, das geliebte Auge möchte sich schmerzlich von ihm wenden und sich ihm nicht wieder zukehren, er zitterte vor dem Verluste der Geliebten und schwieg und duldete.

Eines Abends war der Marquis eben gesonnen, seine Wohnung zu verlassen, als ein junger Mann eintrat und sich als den Oberst Anatole Montesquion zu erkennen gab.

Montferon wurde sichtlich erfreut, denn vor ihm stand der Sohn der Frau Montesquion, früher Adjutant Napoleons, folglich einer seiner Ergebenen, dem man unbedingt vertrauen konnte.

„Ich bin außerordentlich erfreut, Sie zu empfangen, Herr Oberst, ich erwarte Sie bereits mit Sehnsucht.“

„Es war nicht möglich, früher zu kommen. Sie sind einer der ersten Landsleute, den ich aufsuche. Meine Mutter erzählte mir, Sie wären mit dem Prinzen de Ligne in Schönbrunn gewesen und hätten sie um eine Unterredung unter vier Augen gebeten. Sie versprach Ihnen

damals die Antwort durch mich zu senden und ich bringe sie auch. Die Stellung meiner Mutter ist eine so heikliche, daß sie jede Zusammenkunft mit Fremden und besonders mit Franzosen außer dem Schlosse vermeiden muß. Sie, so wie der ganze französische Hofstaat der Kaiserin werden sorgfältig überwacht und der geringste Verdacht würde hinreichen, meine Mutter von dem König von Rom zu trennen, was ihr schon um des jungen Prinzen Willen leid thäte, der ihr mit echt kindlicher Zärtlichkeit zugethan ist und mit ganzer Seele an ihr hängt."

„Wir können also auf Ihre Frau Mutter nicht zählen?" fragte Achille betroffen.

„Bevor ich Ihnen diese Frage beantworte, erlauben Sie mir einige Erklärungen. Ich gehöre zu den wärmsten Anhängern des Kaisers und seines Hauses, Sie kennen mich und wissen, daß ich die Hände nicht feig in den Schooß lege, wo es gilt, seine Sache zu verfechten oder in seinem Vortheile zu wirken. Das Unternehmen, den Sohn Napoleons von hier fort und in die Arme seines Vaters zu führen, ist eben so wichtig als schwierig. Der Wunsch ging vom Kaiser aus und jene Getreuen, die ihn umgeben, lassen es sich angelegen sein, ihn zu erfüllen. Man hat Sie mit diesem Unternehmen betraut und Ihnen damit ein unbegrenztes Vertrauen bewiesen, ich weiß nicht, was Sie bereits für Anstalten getroffen haben, um die Entführung des Prinzen zu bewerkstelligen; allein es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, Ihre Einleitungen so zu treffen, daß Sie Niemanden dabei kompromittiren, am allerwenigsten aber meine Mutter."

„Man hat mich aber an die Frau Marquise gewiesen, als diejenige, welche mir einen Anknüpfungspunkt bieten würde.“

„Das heißt, man hat auf die loyale Gesinnung meiner Mutter gerechnet, ohne ihre Situationen zu berücksichtigen. Bis zu einem gewissen Punkte können Sie nun wohl auf die Mitwirkung meiner Mutter rechnen, allein sie selbst muß aus dem Spiele bleiben.“

„Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.“

„Recht gern, doch beantworten Sie mir früher die Frage, wie gedenken Sie die Entführung zu bewerkstelligen?“

„Ich habe den Plan mit Herrn von Saint Leon, der unlängst hier ankam, gemeinschaftlich verabredet. Wir haben bei einem Sattler eine Kalesche mit dopelter Rückwand bestellt, die Vorrichtung kann den Handwerker nicht befremden, denn die hiesigen Kavaliere, die häufig in Ungarn reisen, lassen der Unsicherheit wegen, die in jenem Lande herrscht, dergleichen geheime Fächer häufig in ihren Reisewagen anbringen. Der Wagen wird bespannt außerhalb des Schönbrunner Parkes harren; um ihn ununterbrochen fortzubringen, wird Saint Leon, der Wien früher verläßt, die Relais bis Basel legen. Das Unternehmen kann nicht mißlingen, wenn es uns möglich wird, den Prinzen unbemerkt in den Wagen zu bringen und einen Vorsprung von wenigstens sechs Stunden zu gewinnen. Um das Letztere zu bewirken, soll die Flucht Abends angetreten und wo möglich die Nacht hindurch verheimlicht bleiben; da die Reise so schnell wie die des besten Kouriers

vor sich gehen wird, so ist ein Einholen nicht zu besorgen. Das Unternehmen wäre also bis auf den wichtigsten Punkt: „wie den Prinzen unbemerkt aus dem Schlosse bringen?“ festgestellt.“

„Und wie gedenken Sie Letzteres zu vollführen?“

„Darüber gedachte ich eben mit Ihrer Mutter Rücksprache zu nehmen. Vielleicht ist es möglich, den Prinzen im Dunkel des Abends unbemerkt aus dem Schlosse zu bringen und dem im Parke Harrenden zu übergeben.“

„Dürfte schwer auszuführen sein!“ bemerkte der Oberst.

„Oder die Frau Marquise müßte sich mit dem Prinzen dem Anscheine nach auf einem Spaziergange begriffen an die Stelle begeben, wo der Wagen harrt und die Flucht mit ihm antreten, oder endlich der Prinz müßte in einer einsamen Allee des Parkes von der Seite der Marquise gerissen und so entführt werden, wobei freilich der Nachtheil wäre, daß man auf jeden Vorsprung verzichten und gewärtigen müßte, die Verfolger hart hinter sich auf den Fersen zu haben.“

Der Oberst hörte der Auseinandersetzung aufmerksam zu und erwiederte dann: „Ich habe mit meiner Mutter über den Gegenstand bereits gesprochen und glaube, daß ihr die letzte Version Ihres Planes die genehmste sein wird. Sie können es einer bejahrten Dame nicht verargen, wenn sie es nicht wagt, an einem so gefährlichen Unternehmen unmittelbar Theil zu nehmen; welcher Weg zur Entführung auch immer ergriffen werden möge, der Verdacht eines Einverständnisses wird ohnedem

immer auf ihr lasten bleiben und die Pflicht der Selbsterhaltung erheischt es, nichts zu thun, was diesen Verdacht beweisen könnte. Auf eine Vermuthung hin wird man ihr nichts anhaben können, ohne Beweise gibt es für sie keine Gefahr. Ich bin bereit, zwischen Ihnen und meiner Mutter den Mittler zu machen, bitte Sie jedoch, sich ja nicht mehr in deren Nähe zu drängen, noch viel weniger an sie zu schreiben. Vermeiden Sie es ja, den Verdacht der Polizei auf sich zu lenken, damit, wenn die Absicht durch irgend einen unvorhergesehenen Zwischenfall verrathen werden sollte, die kaiserliche Partei in keiner Weise blosgestellt werde. Treffen Sie Ihre Vorbereitungen, damit Sie schon in den nächsten Tagen zur Ausführung bereit sind."

Nach der Entfernung des Obersten begab sich Achille zu Theodora.

Der Marquis war nachdenkend, jedoch weniger düster wie sonst.

„Warum so spät, mein Freund?" fragte die junge Dame mit theilnehmender Herzlichkeit, hinter welcher sich die Sorge barg."

„Ich bin im Begriffe, ein lange beabsichtigtes Geschäft zu Ende zu führen."

„Glücklich?" fragte Theodora.

„So Gott will!"

„Werden Sie dann nicht mehr schwermüthig sein!"

„Ich werde dann eine Reise antreten."

„Eine Reise?" sagte die Liebliche betroffen.

„Erschrecken Sie nicht, Theodora, wir verlassen uns nur auf kurze Zeit."

„Und wohin werden Sie reisen?"

„Sie werden es erfahren, sobald ich am Ziele angelangt bin."

„Warum nicht früher?"

„Schon wieder mißtrauisch, entgegnete der Marquis gekränkt."

„Warum geben Sie mir Grund dazu?"

„Hören Sie mich an, und haben Sie Mitleid mit meiner ohnedem leidenden Seele. Ich fühle mich glücklich, Ihre Liebe zu besitzen, Sie sind die erste Frau, die in meinem Herzen die Liebe wach rief. Ich war so glücklich, von Ihnen beobachtet, ich bin so selig, von Ihnen geliebt zu werden; stünde ich da, unabhängig, ohne Verpflichtungen gegen die übrige Welt, einzig und allein mir angehörend, ich würde mich vor Sie hinwerfen und ausrufen: „Herrin, ich habe Niemanden als Dich, kein Mensch dieser Welt hat ein Recht auf mich, ich will Dein Sklave sein, befiel was ich thun soll, damit ich einzig und allein Dir wohlgefalle!" So würde ich sprechen, denn ich liebe Sie, wie man seinen guten Engel liebt, wie man seinen Schutzheiligen anbetet. Aber, theuere Theodora, ich darf nicht so sprechen, denn ich habe, bevor ich Sie kennen lernte, Verpflichtungen übernommen, denen ich als Mann von Ehre nachkommen muß und diese sind es, die meine Reise bedingen. Was das für Pflichten sind? Ich darf mich nicht deutlicher erklären, es genüge Ihnen, wenn ich Sie mit Nachdruck darauf aufmerksam mache, daß ich ein Franzose bin.

Wenn Sie mich wahrhaft lieben, und ich zweifle nicht daran, so werden Sie den politischen Ideen, denen ich huldige, nicht entgegen sein, denn es sind die Ideen des Ruhmes und der Ehre."

„Achille entgegnete die junge Frau traurig, Sie machen mir bange, Sie begeben sich in Gefahren."

„Die Gefahren sind nicht derart, daß sie Grund zu Besorgnissen geben, wenn Sie mich lieben."

„Zweifeln Sie noch daran?"

„Nein, ich zweifle nicht, Sie werden mir willig ein Opfer bringen, wenn es gilt, uns für immer zu vereinigen."

„Gewiß, rief die Dame hastig, reden Sie, ich verspreche im Voraus, Ihnen in Allem zu willfahren."

„Sie versprechen also mir zu folgen?"

„Wohin?"

„Dahin, wo die Liebe, folglich das Glück Ihrer harren wird."

„Ja, Achille, versetzte sie begeistert, ich folge Ihnen; was hätte ich auch hier noch zu suchen, wenn Sie nicht mehr anwesend sind. Ich bin unabhängig, reich, wir wollen uns ein Asyl suchen, wo wir uns ungestört des beschiedenen Glückes freuen können, aber...."

„Nun, sprechen Sie Geliebte, ohne Scheu, was soll das Aber?"

„Werden Sie mir dann, wenn ich Ihnen gefolgt bin, auch ganz angehören? Werden dann jene Pflichten erfüllt sein, denen Sie jetzt gehorchen?"

„Ja, Theodora, dann ist meine Sendung erfüllt und

ich werde keine andere Pflicht haben, als Dir ein treuer Gatte anzuhängen."

„Die junge Frau umschloß den Geliebten stürmisch und rief: Ich folge Dir!"

„Nun, sprich Geliebter, wohin reisen wir?"

„Nach Basel!"

Drittes Kapitel.

Im Apollosaal.

Es gab eine Zeit, wo bei uns eine besondere Vorliebe für mythologische Nomenclatur grassirte; wohin man sah, traf man auf hesiodische Götter und Halbgötter; Zeugniß davon geben der Theseus-Tempel im Volksgarten, die Bäder der Diana in der Leopoldstadt, die Herkules-Stiege in der Burg, ein Hygiäa-Brunnen im Josefinum, ein Aeskulap- und ein Neptuns-Bassin in der Stadt u. s. w., der zahlreichen mythologisch beschildeten Laden und Handlungen gar nicht zu denken, zur Isis, zum Raub der Proserpina, zum Vulkan u. s. w.

Jener Vorliebe nun mag auch der einst weltberühmte kolossale Unterhaltungsort am Schottenfelde den Namen „Apollo-Saal" verdanken.

Wenn man von der Mariahilfer Hauptstraße in die Zieglergasse einbiegt, so wird man bald links ein stockhohes Haus erblicken, dessen unansehnliches Aeußere, dessen schmutzig gelber Anstrich gar sonderbar mit einem vorspringenden Portale kontrastiren, dessen Giebel mit einer Leyer, dem Symbol Apollo's, geziert ist.

In diesem Hause, wo heut zu Tage die bekannte Apollokerzen-Fabrik etablirt ist, befand sich ehedem der Apollo-Saal; wo einst das Vergnügen haus'te, hat sich jetzt die Industrie niedergelassen. Das „Angenehme" wurde vom „Nützlichen" verdrängt, ein Wechsel, mit dem man immerhin zufrieden sein kann.

Der erst unlängst verstorbene Herr Wolfson hätte als Bandagist und Orthopäd nie jene Berühmtheit erlangt, zu welcher er durch die im Jahre 1808 erfolgte Gründung des Apollo-Saales gelangte, die er freilich mit dem Verluste seines fast ganzen Vermögens theuer genug bezahlte, woran aber weder er, noch sein Unternehmen, welches bis zum Jahre 1812, als der Zeit des Wolfsohn'schen Concurses, sich recht gut rentirte, Schuld trugen, sondern die damaligen Valutaschwankungen.

Die Zeit des Wiener Kongreßes konnte noch immerhin zur Glanzzeit des Apollosaales gerechnet werden, es war also natürlich, daß dort ein Ball dem Kongreß zu Ehren stattfand, den dieser zu besuchen auch nicht ermangelte.

Um den Lesern, bevor wir in eine Schilderung der Pracht jener Lokalitäten eingehen, einen Begriff von der Ausdehnung ihrer Räumlichkeiten zu verschaffen, erwähnen

wir, daß das ganze Etablissement damals bestand aus 3 Vorhäusern, 5 Sälen, 13 Zimmern, 13 Gemächern und Kammern, 3 Schankzimmern, 13 Küchen, 3 Corridors, 3 kolossalen Glashäusern nach holländischer Art, 3 Brunnen, 3 geräumigen Kellern, einem Wasserreservoir und außerdem aus noch einer bedeutenden Anzahl von Zimmern für das dienende Personale.

Es gibt selbst gegenwärtig in ganz Europa keinen Unterhaltungort, welcher sich sowohl in Bezug auf seine innere Räumlichkeit, wie auf die Kostspieligkeit seiner Einrichtung als auch rücksichtlich der romantischen Disposition des Ganzen dem ehemaligen Apollosaale gleichstellen könnte.

Der Ausdruck Saal gibt eigentlich einen viel zu kleinen Begriff von den Apolloräumen; um eine genaue Vorstellung zu bekommen, müßte man sich ein überreich dekorirtes Labyrinth vorstellen, einen Zauberhain, wie ihn die fantastischen Erzähler der orientalischen Märchen schildern.

Vom Eingange gelangte man auf eine Terrasse, deren Boden mit grünem Tuche belegt, deren Goldgeländer mit köstlichem Gesträuch und Blütenbüschen geschmückt waren.

Von diesem schon an sich einen Saal mit Nebenzimmern vorstellenden Emporium führten zwanzig Stufen hinab in den von hundert Lustern erleuchteten Tanzhain, dessen Mittelraum parkettirt war und für drei große Tanzkreise Platz bot.

An den Seiten hin liefen Alleen von lebendigen Cedern, welche aus dem Boden emporwuchsen, dazwischen

Polsterbänke und Götterstatuen, die auf 48 Marmorsockeln ruhten. Letztere, welche durch eine Vorrichtung die Dienste von Kandelabres leisteten, wurden in Folge eines Wiener Witzes entfernt, der die leuchtenden Götter zu „Laternbuben" degradirte.

Am Ende dieses Salons erhob sich nach seiner ganzen Breite eine Felsengrotte, auf deren bewaldetem Gipfel ein Apollo die Sonnenrosse lenkte, umgeben von den Musen und umflossen von einem magischen Lichtglanze, der diesem gelungenen Gemälde Gails und Sachetti's einen zauberischen Reiz verlieh.

Von hier führten drei Eingänge in halbdunkle Höhlen und Gallerien und Grotten; Wasserfälle rauschten herab, aus Marmorbecken schoßen glitzernde Strahlen in die Luft, Seepflanzen umwucherten die künstlichen Bassins, die von schimmernden Erdstufen umrahmt, zahllosen Goldfischen zum Aufenthalte dienten; aus Felsen und Gebüschen drang die Musik unsichtbarer Orchester, und verborgene Lampen warfen einzelne Blitzlichter herein, um das Groteske der Scene zu vollenden.

Aus diesen Grotten gelangte man in die Speisesäle und Stübchen.

Der „römische Speisecirkus," aufgeführt im antiken Style, mit vierzig marmorirten Wandsäulen, dazwischen vierzig Wandspiegel mit blauen Baldachinen gekrönt, erstrahlend in einem Meere von Licht.

In der Mitte dieses Saales stand eine runde Haupttafel zu 24 Gedecken, darauf ein prachtvolles Broncebassin mit einem aufrecht thronenden Neptun, der in den

Knauf des Kronleuchters griff, über dessen 24 Lichter eben so viele Wasserstrahlen aufsprangen, die von gaukelnden Tritonen in krystallenen Fühlhörnern aufgefangen wurden.

Am Fuße des Neptunthrones goßen 24 Löwen Wasser in das Becken.

Weiters befand sich der „griechische Speisesaal" so groß und so prachtvoll wie der römische, hier wie dort Tafeln mit prachtvollen Aufsätzen, sämmtliche Tische und Möbel in den Sälen und Gemächern waren von Mahagoni und Ebenholz, das Tischzeug von feinstem Damast, das Geschirr von Porzellan, die Gläser von Krystall, die Couverte, Aufsätze, Girandolen, Schüsseln u. s. w, von Silber. Das Silber in den Apolloräumen wog nicht weniger als zwanzig Centner!

Hier war das Geringste außerordentlich, so z. B. selbst die Oefen. Einer bildete eine Eremitage, ein anderer stellte einen Bachus auf dem Weinfasse vor, ein dritter die Reiterstatue Kaiser Josef II. u. s. w.

Doch halt, noch eine Partie!

Aus dem zuerst erwähnten Tanzhaine führen zwei Portale in einen Nebensaal, der parallel und in gleicher Länge mit dem Tanzsaale dahinläuft.

Doch welch' ein Kontrast!

Im Tanzhain Geräusch, hier Stille, dort blendende Helle, hier Nachtdunkel und Waldesschatten, dort die Hitze des Sommers, hier die duftige Frische einer Frühlingsnacht.

Der ganze Raum ist ein lebendiger Garten, die Gänge zwischen den Beeten sind gedielt, aus dem Boden

steigen lebende Bäume, Gesträuche und Blumengruppen empor, dazwischen liegen große Bassins mit Gittern von Bronce eingerahmt, darin Statuen, die Wasser ausströmen.

In der Mitte dieses Hains erhebt sich ein rautenförmiges, goldverziertes, chinesisches Zelt, unter dessen luftiger Decke ein Billard steht; weiter unten vom Ende des Haines schauen aus dem Halbdunkel noch drei Zelte herüber, wo kühle Erfrischungen kredenzt werden.

Ueber diesen ganz eigenthümlichen Park ist — um die Täuschung aufs Höchste zu steigern — ein künstliches Firmament gespannt, wo Alabasterlampen eine magische Helle ausströmen, so wie sie der Mond in stiller Nacht auf die Erde herabgießt; die Wirkung, so wie überhaupt der Eindruck des Ganzen ist wunderbar.

Die Abwechslung in Farben und Formen, zwischen Licht und Dunkel, zwischen Hitze und Kühle, zwischen Geräusch und Stille, Gewühl und Zurückgezogenheit, die lauschigen Winkel, die Wasserkünste, die Erker, Nischen und Plauderplätzchen, das Murmeln, Plätschern und Rauschen der Wasser, die magischen Wirkungen der Lichteffekte, kurz all dieser Glanz, alle diese Kontraste verschaffen einen ungemein zauberischen Eindruck; bei einem etwas längeren Aufenthalte fühlt man sich anfangs entzückt und gefesselt, später aufgeregt und gereizt und endlich wollüstig betäubt.

Aber nichts was Menschenhände schaffen ist vollkommen; die Statue Josef II. hat bekanntlich ihren Fehler wie Achilles seine verwundbare Ferse; auch am Apol-

losaal gabs zu tadeln, und zwar vor Allem, daß die Höhe des Saales mit seiner Länge und Breite in gar keinem Verhältnisse stand.

Herr Wolfsohn ließ wohl die Saaldecke erhöhen, allein was der ursprüngliche Bauleiter verpfuschte, konnte in etwas gemindert, aber keineswegs ganz beseitigt werden.

Der Saal blieb für immer zu niedrig, und die daraus entstandenen fühlbaren Unannehmlichkeiten, wenn acht- bis zehntausend Menschen ihn besuchten, waren nicht zu beseitigen.

Man denke sich nun die Pracht dieser Lokalitäten und dazu die Pracht des Kongresses, einen Strom von acht- bis zehntausend Menschen, dessen Wogen sich durch alle Räume ergießen und gleichsam einem Naturgesetze gehorchend, gleichmäßig vertheilen.

Die Souveräne waren ebenfalls anwesend, doch erschienen sie, jeder Etikette ausweichend, incognito.

Dort in der Gegend des bunten Kiosk promenirt die reizende Herzogin Marie von Weimar mit dem ritterlichen Prinzen Wilhelm von Preußen, unweit von Ihnen bewegt sich, freilich etwas schwerfällig, Seine Majestät von Würtemberg, dessen Stirne wie gewöhnlich sorgenvoll umwölkt ist.

Schon ermüdet, nimmt der König Platz, aber auf einem freistehenden Sessel und an keinem Tische, denn hier fehlte jener weite Ausschnitt in der Tischplatte, den man in der kaiserlichen Burg freundlichst an dem Platze des Königs angebracht hatte, um dem wegen seines Liebes-

umfanges genirten Monarchen das Speisen bequemer zu machen.

Nebenan sprachen zwei Herren leise miteinander.

Vielleicht unterhielten sie sich eben von jener bekannten Aeußerung König Friedrichs, die seit einigen Tagen die Runde durch die Salons machte.

Der Burgplatz war nämlich häufig mit einer gaffenden Volksmenge und zahlreichen Neugierigen besetzt, was den König von Würtemberg in einer übellaunigen Stunde derart afficirte, daß er seinen Adjutanten zum Hauptmann der Wache hinabsandte: „Er möge die Menschen sogleich in die Arbeit jagen!“

Der Hauptmann machte dem Adjutanten begreiflich: „Das ginge nicht, es sei so Brauch in Wien.“

„Was,“ rief darauf der erstaunte Monarch, „das geht nicht? Na, ich sollte nur Kaiser sein!“

Dort Herr v. Humbold und Frhr. v. Wessenberg, sie scheinen zu vergessen, daß sie im Apollosaale sich befinden, denn so leise sie ihr Gespräch auch führen, man hört doch das Wort „Sachsen“ von der einen oder andern Seite fallen.

Dort der vortreffliche Graf Rechberg mit dem Kronprinzen Ludwig von Baiern. Letzterer jung, liebenswürdig, herablassend und freimüthig, mit französischer Lebendigkeit begabt, dabei aber doch die Freuden bürgerlichen Styls allen militärischen Passionen vorziehend, erwarb sich in kurzer Zeit den Ruf eines Kunstkenners und eines warmen Beschützers der Künste.

Der Kronprinz erzählte dem Grafen eben die Ge-

schichte jener Antike, die er erst unlängst um den Preis mehrerer tausend Gulden erstanden.

Doktor Barth, Professor der Anatomie in Wien, ein leidenschaftlicher Kunstsammler, fand einst bei einem Prager Steinmetz einen Torso den er um Einen Gulden erkaufte.

Es zeigte sich, daß es ein Werk des Praxiteles sei, Ilioneus den Sohn der Niobe vorstellend.

Diese merkwürdige Antike wurde im Jahre 1599 von Tycho de Brahe von Rom nach Prag gebracht.

Aus der kaiserlichen Kunstsammlung, wo sie aufgestellt war, verlor sie bei einer Belagerung im dreißigjährigen Kriege Kopf und Arme und wurde dann in ein Gewölbe geworfen.

Hier blieb sie unbeachtet bis zu Zeiten Josef II. liegen, wo aus dem Pragerschloß eine Kaserne werden sollte, und die „schabschaften Sachen" darin öffentlich versteigert wurden.

Der verstümmelte Ilioneus wurde also als „altes Gestein" an einen Trödler um fünfzehn Kreuzer losgeschlagen.

Der Kronprinz hatte seine Mittheilung eben beendet, als Graf Rechberg sich von rückwärts sanft am Ohrläppchen ergriffen fühlte und eine freundliche Stimme ihn anredete:

„He, Herr Steifritter. hab ich Sie endlich ertappt?"

Er wendet sich um, der Ohrzwicker war Maximilian Josef, der liebevoll fortfuhr:

„Ich mag mich wenden, wohin ich will, kaum hab'

ich den Rücken gekehrt, so ist der Herr fort und zwingt mich, einen öffentlichen Ausrufer zu machen."

Graf Rechberg will sich entschuldigen, der König aber nimmt links seinen und rechts den Arm des Kronprinzen und sagt: Schon gut, jetzt gehen wir, heute sind Sie Beide meine Gäste!"

Dort besichtiget ein Herr die täuschend nachgeahmte Hütte eines Lappländers, es ist ein deutscher Professor Herr Schmidt aus Dillingen, der zum Kongresse, diesem babylonischen Sprachgewirre gekommen war, und im kleinen Redoutensaale, wo Jokus und Momus heimisch waren, sehr eindringliche Vorträge hielt über eine erst einzuführende allgemeine Sprache, welche zunächst die Diplomaten, dann die Beamten, dann die Armeen, endlich alle Völker erst schreiben und dann sprechen lernen sollten.

Diese Sprache brachte der deutsche Professor mit sich, sie stak fix und fertig in seiner Mappe und man wird es kaum glauben, die Vorträge des Professors Schmidt fanden ihr Publikum, und seine Lehre erfreute sich zahlreicher Gläubiger, die ein günstiges Resultat für möglich hielten.

Die Spötter waren gleich zur Hand und verbreiteten das Gerücht, der Kongreß beschäftige sich mit einer allgemeinen Kleiderordnung — wer denkt dabei nicht an die deutsche Feuerlöschordnung? — eine Kleiderordnung, die mit der allgemeinen Sprache des Professors Schmidt aus Dillingen und mit dem fußgetriebenen Wagen des badischen Forstjunkers von Drais, der fast täglich zum Ergötzen der Wiener Jugend seine erfundenen Draisinen

— Laufwagen — auf der Bastei produzirte, zugleich in ganz Europa eingeführt werden soll.

Diese Draisinen nannte der Großherzog von Weimar scherzend die fahrende Ritterschaft unserer Tage und Doktor Jassoy, der viele Beiträge zum aristofanischen Salz des Kongresses lieferte, wollte in diesen mühsam fortzubringenden Wagen deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung erblicken.

Dort spazieren der Prinz von Hessen-Homburg und der korsische Graf Pozzo di Borgo, der Todfeind Napoleons, der nicht wenig zum Falle des Giganten beitrug, so wie zur Rekonstituirung der Bourbonen, indem er den berühmten Ausspruch that: „Frankreich ist ein schäumender Topf mit Fleisch, man muß Alles wieder hineinwerfen, was es herausssprudelt!“ eine Phrase, die damals eben so von Mund zu Mund ging, wie die fast gleichzeitigen Worte Talleyrands: „Man kann sich wohl auf Bajonnete stützen, aber man kann nicht darauf schlafen!“

Die beiden Kavaliere unterhielten sich von der plötzlichen Abreise des Großfürsten Konstantin, die am neunten November auf Befehl Alexanders erfolgt war.

Man trug sich damals in Wien mit tausend Märchen herum, welche die Abreise veranlaßt haben sollten, allein die Fama liebt es, oft aus einem X ein U zu machen und eine Haselnuß in einen Berg zu verwandeln.

Der Großfürst war zum Inhaber des berühmten Regiments Dampierre-Dragoner, zuletzt Hohenzollern-Kürassiere, ernannt worden.

Oberst dieses allbeliebten Regiments war Fürst W., einer der ersten Standesherrn der Erbländer, damals in der Blüte des männlichen Alters, eine herrliche ritterliche Gestalt, dem ganzen Publikum stets eine anziehende Erscheinung.

Wenn er bei Praterfahrten in seiner herrlichen Equipage, seine Familie malerisch um sich gruppirt, dahin fuhr, so flogen die Hüte von den Köpfen und alle Welt freute sich des herrlichen Anblickes.

Diesem feinen und sensiblen Kavalier mundete der moskowitische Rumor nicht, der sich darin gefiel, das Regiment fast täglich ausrücken zu lassen, bis endlich auf die Anzeige des Obersten Prinz Ferdinand von Würtemberg, damals Generalkommandant in Wien, diesen Ausrückungen ein Ziel setzte, worauf auch bald die Abreise des Großfürsten erfolgte.

Die Bewegung in den Apolloräumen scheint fast immer zu- statt abzunehmen.

Die Musik rauscht durch die künstlichen Gärten, die Menge wogt festlich und freudig durcheinander, nur Wenige sieht man durch ihre ernsten Mienen aus dem Gewühle hervorstechen, zu diesen gehören die Diplomaten, deren Werk diesmal ganz und gar nicht gedeihen will, und Verliebte, die den Gegenstand ihrer Verehrung suchen und nicht finden, zum Exempel, der junge Graf Marsan, der wieder einmal in Verzweiflung war und aus purer Verzweiflung auf diesen Ball gekommen war, um sich des Aergers zu entschlagen, welchen ihm die aber-

malige Entfernung des deutschböhmischen Harfenmädchens verursacht hatte.

Josefine war fort aus dem Landwehrmanne, ohne daß er ihren neuen Aufenthalt kannte, Balthasar Kern weigerte sich, den Verräther zu spielen, damit war Marsans Kummer bezeichnet.

Kummer? Liebte denn der junge Graf das arme Mädchen?

Fast möchte man glauben, daß dem so ist; er nahm anfangs ein so warmes Interesse an der Jungfrau, er lebte sich später in den Gedanken sie zu besitzen derart hinein, daß er im Momente, wie er die Hoffnung darauf aufgeben sollte, sich unglücklich fühlte.

Der hübsche Blondin wurde also, wenn auch nicht von Liebe, so doch von einem leidenschaftlichen Verlangen erfüllt, welches zwar in seiner Wesenheit von Liebe verschieden ist, in der Wirkung jedoch, die es auf unseren Gemüthszustand ausübt, derselben fast gleich kommt.

So finden wir ihn in dem Apollosaale allein, unwirsch und mißmuthig.

Ein Zufall läßt ihn den Grafen Wasili treffen.

Die beiden Freunde hatten sich seit dem verhängnißvollen Abende bei Raily nicht gesehen und waren erstaunt sich so verändert zu finden.

Auch Wasili war nicht mehr der frohe, heitere, unbefangene Junge.

Sein Bewußtsein wahr nicht mehr rein, der klare Kristall war von einem trüben Hauch verdüstert.

Ihn quälte die Angst, sein Spielabenteuer könne

doch bis zu dem Czar oder zu dem Vater seiner Gelieb-
ten gelangen, dort fürchtet er für seine Karriere, hier für
seine Liebe; bis jetzt zeigte zwar noch kein Symptom,
daß seine Angst gerechtfertiget sei, allein das Gewissen ist
wie ein wachsamer Hund, der schon knurrt, wenn auch
nur ein ferner Schritt herüber schallt.

Die beiden Freunde begaben sich in eine der ent-
fernteren Partien der Lokalitäten und theilten sich ihr
wechselseitig Leiden mit, einer suchte den Andern zu trösten.

„Komme, was da wolle," sagte der Seeoffizier,
„Eines habe ich beschlossen."

„Nun, was denn?"

„Ich will mich an den Engländer rächen.

„Ich bitte Sie, geben Sie diesen Gedanken auf, Sie
wollten den Gardefähnrich in Moskau rächen und verloren
Ihre ganze Barschaft, die Sie freilich durch einen leichten
Tausch wieder zurück erhielten, nun denken Sie schon wie-
der an Rache; wenn Sie noch einmal Ihr Alles verlieren,
so dürfte der verdammte Insulaner kaum geneigt sein, Ih-
nen eine Eintrittskarte zu den Rasumovskischen Festen mit
einer so großen Summe aufzuwiegen, darum seien Sie
behutsam und geben Sie den Gedanken auf, überlassen Sie
den Engländer seinem Schicksale, er wird ihm nicht
entgehen."

Der Seeoffizier faßte in diesem Momente den Freund
rasch am Arme und zog ihn bei Seite, um zweien Herren
Raum zu geben, die hart an ihnen vorüber gingen.

Die beiden Grafen verneigten sich ehrerbietig.

Wasili zuckte zusammen und wurde leichenblaß, denn

er gewahrte eine zermalmenden Blick, den der eine der bezeichneten Herren ihm zuwarf.

Dieser war der — Kaiser Alexander.

Ich bin verloren, murmelte er Marsan zu, Er weiß Alles!

Viertes Kapitel.

Palais Rasumowsky.

Zwei russische Gesandte waren es, deren Namen eine Wiener Vorstadtstraße und ein vielbesuchter Unterhaltungsort vor der Linie noch heutigen Tages führen.

Fürst Gallitzin wählte einen bewaldeten Hügel, um sich dort in der Mitte schattiger Parkanlagen ein Sommerhaus zu erbauen und noch heute, obwohl die fürstliche Villa schon längst zum Gasthause herabsank, pilgern die landlustigen Wiener an schönen Sommertagen zur Lerchenfelder Linie hinaus, um über Ottakring den schattigen Berg hinanzusteigen, der von dem Fürsten „Gallitzin" seinen Namen hat, der aber dem Volke in seinem Alles verstümmelnden Idiome der „Gallizi-Berg" genannt wird.

Die Vorstadtgasse, welche einem anderen russichen Gesandten ihren Nahmen verdankt, ist die Rasumowsky-Gasse auf der Landstraße.

Eine wüste Stelle dieser Vorstadt wurde in eine fürstliche Residenz umgewandelt.

Drei Paläste mit weitläufigen Gebäuden erhoben sich stolz, weder Schloßkapelle noch Reitschule und Marstall fehlten.

Ein herrlicher Park schloß sich dem Palais an, Anlagen mit den schönsten Blumen und seltensten Bäumen geziert.

Ein prachtvolles Portal führte in die fürstliche Residenz, vor welcher eine frisch gepflanzte Baumreihe die Richtung der neu zu entstehenden Straße bezeichnete.

Die Fluten des Donaukanals bespülen den Saum des Parks, jenseits duften die schattigen Praterauen.

Eines Tages bemerkt der prachtliebende Fürst, daß er den Weg, welcher ihn vom Prater trennte, abkürzen könne, und er läßt über den Donauarm eine Brücke werfen und das ist die bekannte Rasumowsky-Brücke.

Aber was sind diese prachtvollen Aeußerlichkeiten gegen die Wunder und den Zauber im Innern?

Schätze an Metall, Schätze in Kunstsachen, in Büchern, Marmor und Gemälden sind hier aufgehäuft.

Säle waren voll mit Schönheiten der antiken Kunst und modernen Bildnerei, der Malerei und Skulptur: Rafael, Tizian, Van Dyck, Canova und Mengs wetteiferten hier in seltenen Exemplaren; eine großartige Bibliothek kostbarer Bücher und der seltensten Manuskripte prangten in einem Marmorsaale; Decken, Wände und Fußboden, wohin man blickt, überall liegt der Werth von ungeheuern Summen.

Um einen Begriff von dem Luxus und dem verschwenderischen Aufwand dieses Pallastes zu haben, braucht man nur zu erwähnen, daß gewisse unentbehrliche Gemächer herrlich möblirt, mit duftigen Springwassern und mit verborgenen Blasebälgen versehen waren, welche Wohlgerüche ausströmten; selbst hier war das Geräthe, die Toiletten von Silber und auch hier stand eine kleine Bibliothek mit einem der Gelegenheit angemessenem Inhalte.

Dieser fürstliche Pallast, dessen Inneres als eines der prächtigsten der Residenz bewundert, vereinigte asiatische Pracht mit europäischen Geschmack.

Die Reize und Annehmlichkeiten hier waren so einladend, daß selbst die Gemalin Alexanders einst den Wunsch äußerte, das Palais zu miethen, um dort einen Frühling zu verleben.

Zwanzig lange Jahre seines Lebens verwendete Fürst Andreas von Rasumowsky um dieses Schloß aufzubauen, seine Ausschmückung nach und nach zu vervollkommen und endlich jenes Non plus ultra des raffinirtesten Geschmackes herzustellen, dem er einen bedeutenden Theil seines Vermögens — und das will nicht wenig sagen — opferte.

Der Fürst Rasumowsky stand bereits im Greisenalter, er liebte die schönen Künste, zeigte Scharfsinn und geläuterten Geschmack, und gefiel sich in großartigen Plänen; er war das Prototyp eines großen Herrn und Keiner verstand es so wie er, alle Reize diplomatischer Feinheiten zu entfalten.

Zur Zeit des Kongresses litt der Fürst bereits an Entkräftung, kränkelte häufig und fristete sein Leben nur

noch mit aufregenden Spezereien; nichts destoweniger war er es, dessen Gewandtheit auf dem Kongresse gar oft die angehäuften Wolken zerstreuete.

Unter dem Wiener Volke war der Name Rasumowsky, eben so beliebt wie populär, seine Unternehmungen machten Millionen in die Säckel der Gewerbsleute fließen, und das wurde anerkannt.

Im Palais Rasumowsky herrschte große Bewegung, der Fürst gab eines jener glanzvollen Feste, deren mehrere in diesen Räumen stattfanden.

Die stattliche Reitschule war in einen Tanzsalon umgewandelt, und eine große Menge von Gästen ergoß sich durch die Räume.

Die Mehrheit derselben gehörte wohl den russischen Salons an, war jedoch weit entfernt, ausschließlich russisch zu sein.

Hier Graf Uwarow, General-Adjutant Alexanders, jener vortreffliche Mann, der einst zu seinem Kaiser sagte:

„Sire, Sie müssen die Wahrheit hören, ich werde den Muth haben, sie Ihnen unumwunden zu sagen, halten Sie sich dabei an das Wesen und nicht an die Form, ich werde meine Pflicht thun, an Ihnen ist es, Nutzen daraus zu ziehen!"

Gewiß ein vortrefflicher Charakter, aber ein herzlich schlechter Linguist, den als Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz fragte, wer russischerseits die Kavallerie kommandirt habe? rief Uwarow: „Je Sire!"

Dort Fürst Koslowsky, russischer Gesandter in

Turin, der am Kongresse die Verschmelzung Genua's mit Piemont erleichtern sollte und der jovial genug war, zu erzählen, wie er als einfacher Sekretär beim großen Kanzler Romanzoff, als dieser ihm eben eine Depesche diktirte, statt der Sandbüchse das Tintenfaß ergriff und dessen Inhalt auf das schneeweiße Beinkleid des Ministers ausgoß, was seine augenblickliche Beförderung veranlaßte, da Romanzoff sich hütete, einen so ungeschickten Sekretär in seiner Nähe zu behalten.

Ferner Graf Paul Kisseleff, ebenfalls einer der General-Adjutanten Alexanders, ein glänzender unerschrockener Charakter, später Gemal der älteren Tochter der berühmten Gräfin Sofia Potoczka, Statthalter der Moldau und Walachei, und noch später Minister.

Unweit von ihm Prinz Dolgorucky, Sohn jener reizenden Prinzessin Dolgoruczka, für welche Potemkin eine ganze Nacht hindurch Oczakoff beschießen ließ.

Ferner der greise Graf von Tulczim mit Helene und Theodora, als deren Kavaliere Graf Marsan und Marquis Montferon.

Unter den Anwesenden bemerkt man auch den jungen Oserow, einen russischen Dichter, der seine Tragödie „Demetrius Donsky" in mehreren Salons mit dem größten Erfolge gelesen hatte, ferner Herrn Borel, welchem die Mode der Erfindung verdankt, seine Schildpatt-Lorgnette durch Zusammenziehen der Muskeln in der Augenhöhle festzuhalten, wobei freilich sehr oft eine häßliche Grimasse zum Vorschein kommt.

Mit Uwarow spaziert Feldmarschall Wallmoden trotz seiner Erfolge einfach und wohlwollend.

Den drei Prinzessinnen von Kurland macht für heute der Fürst Liechtenstein die Honneurs, ein Feldherr, im Salon eben so zu Hause wie auf dem Schlachtfelde, durch seine zarten Erfolge eben so berühmt wie durch seine Siege bei der Armee.

Da, die beiden Vettern Franz und Ferdinand Palfy, letzterer reich an Geist, ersterer schwer an Gold.

Wer kennt nicht das Märchen von dem Zauberpallaste, den die Geister in einer Nacht aufgeführt; auch Ferdinand Palfy verdankte den Glückskobolden einer Nacht ein prächtiges Hotel, welches die Wiener mit dem bezeichnenden Namen: „Das Kartenhaus“ belegten.

Beide Brüder schön, splendid, liebenswürdig; wenn je zwei Menschen unter einem Glücksstern geboren wurden, so waren sie es.

An Damen ist auch ein reicher Flor anwesend, darunter die Fürstinnen Narischkin, Suwarow, Bragration, Gagarin u. s. w. u. s. w.

Dort der junge Mann, der mit der Herzogin von Sagan spricht, es ist der Herzog Ludwig von Aremberg.

Wer wagt in diesem Augenblicke daran zu denken, daß den schmucken Kavalier in wenigen Tagen daß grauenvolle Verhängniß erreichen solle, welches über seiner ganzen Familie schwebte.

Der Bruder des Herzogs fiel in einem Zweikampfe, der Vater büßte sein Leben auf der Jagd ein, die Mut-

ter wurde in Frankreich guillotinirt und die Schwester fand bei dem bekannten Balle des Fürsten Schwarzenberg in Paris den Tod in den Flammen.

Herzog Ludwig ritt einige Tage nach dem Rasumowskischen Feste über den Josefsplatz, das Pferd stürzte und der Herzog wurde todt in seine Wohnung gebracht.

Führwahr, der Kongreß zu Wien war nicht allein merkwürdig wegen des Schauspiels, das die Geschichte hier aufführte, sondern auch wegen der europäischen Namen und Persönlichkeiten die in diesem Schauspiele agirten.

Der Ball begann mit der unvermeidlichen Polonaise.

Ein Tänzerpaar im russischen Nationalkostüm nahm sich besonders reizend aus und produzirte darnach den russischen Tanz.

Der Tänzer trug einen enganschließenden Kaftan, einen Gürtel von Kaschemir, einen breitkrempigen Hut und Stutzhandschuhe.

Es ist dies die Kleidung eines jungen Moskowiten.

Seine Dame war, wie Russinnen aus dem Süden es tragen, in Stoffe von glänzenden Farben gekleidet, die an Zierlichkeit und Reichthum hinter keiner der Nationaltrachten zurückbleiben.

Die Haare, vorne gescheitelt, fielen rückwärts in lange Flechten hinab, an der Stirn prangte ein mit Perlen und Edelsteinen gesticktes Diadem.

Der Tanz ist anmuthig und ausdrucksvoll.

Die Bewegungen des Mannes drücken seine Lei-

denschaft, seine Begierde aus, ihm gegenüber das schüchterne Mädchen im Kampfe mit dem eigenen Herzen. Er nähert sich ihr, wendet sich ängstlich um und flieht dann wieder. Verführerische Stellungen, bezaubernde Bewegungen folgen rasch auf einander, dazu die charakteristische Musik, man glaubt Virgils Galathea in Musik und Tanz verkörpert zu hören und zu sehen.

Gräfin Helene und Theodora nahmen an keinem Tanze Theil.

Wasili fehlte noch und das verstimmte die Erstere.

„Wo er nur bleiben mag?“ lispelte die Jungfrau besorgt.

„Er wird sich verspätet haben,“ tröstete Theodora.

Aber eine Frist um die andere verstrich und der Seeoffizier erschien nicht.

Der Zufluß der Gäste nahm noch kein Ende.

Der Graf Capo d'Istria mit dem Prinzen Ypsilanti traten eben ein und sprachen sehr eifrig mit einander.

„Also schon wieder ein Duell,“ sagte der Staatsmann eben.

„Und zwar ein Duell zwischen ernsten, reifen Männern von sehr hoher Stellung. Der preußische Kriegsminister von Boyen hat sich mit dem gelehrten, geistreichen Wilhelm von Humbold duellirt.“

„Unerhört! Was war denn die Veranlassung zu dieser Collision zwischen Männern, die der übrigen Welt mit dem Beispiele der Ruhe und Mäßigung vorangehen sollten?“

„Empfindlichkeit. Der Kriegsminister wurde zu einer Konferenz des Kongresses geladen, um über gewisse Punkte Auskünfte zu geben, die sein Departement betrafen.

„Als er sich darüber ausgesprochen, war es in der Ordnung ihm zu sagen, daß die Konferenz nun ihre Berathungen fortsetzen werde, was ihn veranlaßt hätte, sich zu entfernen, statt dessen wies ihn Herr von Humbold unter nichtigen Vorwänden zurück, worüber die Empfindlichkeit des Andern sich empörte, er forderte Genugthuung und der kaltblütige Humbold ging die Partie ein.

„Zeugen des Duells waren der Fürst Hardenberg und Doktor Koreff, und man hat sich ehrlich und gewissenhaft geschlagen, aber die Beisitzer des Kongresses scheinen gefeit und unverwundbar, bei allen bisherigen Zweikämpfen ist noch keinem Minister oder Diplomaten die Haut geritzt worden.

Der Graf lachte, reichte einem entgegenkommenden Kavalier die Hand und sagte:

„Was Neues aus Italien?"

Dieser war der Gesandte König Ferdinands, welcher für seinen Herrn den von Mürat occupirten neapolitanischen Thron vom Kongresse reklamiren sollte.

Der Minister Alvaro Ruffa entgegnete:

„Man meldet freilich etwas unbestimmt von der Entdeckung einer bedeutenden Verschwörung, welche in alle italienische Staaten eingreifen soll und die nichts Geringeres bezweckt, als alle Fremden aus dem Lande zu vertreiben, und eine einige italienische Nation zu bilden. Carpani, der berühmte italienische Dichter, der neulich

bei der Fürstin Maria Esterhazy sein Gedicht: „Vergangenheit und Zukunft“ vorlas, weiß von den Tendenzen dieses Bundes, dessen Glieder sich Carbonari nennen mehr zu erzählen.“

„War vielleicht der Stifter dieses Bundes ein Kohlenbrenner? *)

„Man lachte über den Scherz und der Neapolitaner, der gestern einem Feste bei Herrn von Geymüller beigewohnt hatte, schwang sich plötzlich mit einer kühnen südlichen Fantasie von den Verschwörern in Italien in den Salon des Wiener Bankiers und sagte: Sie haben doch schon von dem Unfall gehört, der sich gestern bei Geymüller zutrug?“

Als die anderen verneinten, fuhr Signor Ruffo fort:

„Der Fürst Moritz Dietrichstein tanzte mit der reizenden Madame Pereyra, der Tochter der Baronin Arnstein. Von der Schnelligkeit des russischen Walzers hingerissen, verwickelt sich die Dame in die Falten ihres Kleides, und fällt, ihren Tänzer mit sich niederreißend, der Länge nach zu Boden.“

„Man muß gestehen, erwiederte Ypsilanti, die Fürsten Namens Moritz haben auf dem Kongresse Mißgeschick, beim Carousel stürzte ein Liechtenstein mit seinem Pferde, beim Balle fällt ein Dietrichstein mit seiner Tänzerin, ach, mit welchen Gefahren müssen wir unsere Vergnügungen erkaufen.“

Die komische Exclamation des Prinzen erregte Heiterkeit.

*) Carbonari zu deutsch Kohlenbrenner.

Der Tanz war gerade zu Ende, die Flügelthüren eines ungeheueren, durch tausende von Kerzen erleuchteten Saales flogen auf, dieser lud die Gäste zum Souper ein.

In diesem Momente fühlte der Marquis Montferon, wie Theodora, die an seinem Arme hing, erzitterte.

„Heiliger Gott! murmelte sie.“

„Sind Sie unwohl? fragte Achille besorgt.“

„O nein, aber....“

Die Dame hielt inne, sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Der Marquis folgte erstaunt der Richtung ihres Blickes und nun erblaßte auch er, sein Auge fiel auf den entsetzlichen Erzähler an der Table d'hôte bei der Kaiserin von Oesterreich.

Es war Herr Raily, welcher sich unseren Bekannten hoch aufgerichtet näherte.

Wer hättte bei diesem galanten Herrn das Gift gesucht, welches er bei sich trug?

Nicht alle Schlangen sind verdammt, sich auf dem Bauche fortzuringeln und sich vom Staube zu nähren.

Fünftes Kapitel.

Der Abenteuerer entladet sein Geschoß.

Als die beiden Liebenden den Endgländer auf sich zuschreiten sahen, erkannten sie den Sturm, der ihnen bevorstand.

Die Witwe gedachte der Drohung und Achille der verhängnißvollen Erzählung; seit damals floh er jede Gelegenheit, wo er mit dem Engländer zusammenzutreffen fürchtete; er wußte, daß Raily im Rasumovskyschen Palais keinen Zutritt habe, daher besuchte er heute seit langer Zeit wieder eine Festlichkeit und nun traf er den Gemiedenen dennoch hier.

Er ist meinethalben gekommen! das war der Gedanke, der Achille's Seele ängstigte.

„Er führt Böses im Schilde! dies war Theodora's Ueberzeugung.

Raily näherte sich dem Grafen Marsan, grüßte ihn und dann die übrige Gesellschaft.

Graf Fedor, Helenens Vater, unterhielt sich eben mit einem Bekannten.

Raily sprach mit Marsan und benützte die Gelegenheit eines günstigen Augenblickes, ihm zuzuflüstern:

„Ich bitte Sie, beschäftigen Sie sich nur zwei Minuten lang mit dem Marquis Montferon, ich habe seiner Dame eine Mittheilung zu machen.“

Marsan hiezu bereit, winkte bald darauf den Marquis zu sich und fesselte ihn durch Aufzählung von Muthmaßungen über Wasili's Ausbleiben, während dem beeilte sich der Engländer, den Platz an Theodora's Seite einzunehmen und begann:

„Gnädige Frau, ich bin gekommen, mein Wort zu lösen.“

Die Dame blickte ihn zaghaft an, man sah, wie sie zitterte.

„Ich will jedoch den entscheidenden Schritt nicht thun, bevor ich Sie nicht noch einmal gewarnt.“

Keine Antwort.

„Gnädige Frau, ich wiederhole Ihnen, daß meine Gefühle für Sie noch immer dieselben sind.“

„Abscheulich!“ murmelte jetzt die Dame.

„Willigen Sie ein, die Meine zu werden?“

„Nimmermehr!“

„Zwingen Sie mich nicht, mein Geschoß zu entladen.“

Die Witwe faßte sich, und allen ihren Muth zusammenraffend entgegnete sie:

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und was den Marquis betrifft, so wird er den Muth besitzen, jede Verläumdung Lügen zu strafen. Komme, was da wolle, ich bleibe meinem Entschluß getreu, thun Sie, was Ihnen beliebt, ich verachte Sie!“

„Ist dies Ihr letztes Wort?“

„Ja," hauchte die Dame und drängte sich, den Engländer verlassend an Helenens Seite.

In dem großen Saale waren fünfzig Tische servirt, Kristall, Silber und Blumen wechselten mit einander ab; man schwankte, solle man die Herrlichkeit dieser Beigaben bewundern, oder die Verschwendung dessen, was aufgetragen wurde.

Was der Welttheil an gastronomischen Seltenheiten bietet, war hier vorhanden.

Trüffeln von Perigord, Austern von Ostende, Orangen von Sizilien, Sterlets*) von der Wolga, Erdbeeren aus England, Trauben so frisch, als wären sie erst vom Stocke gelöst, aus Frankreich, Forellen aus der Steiermark, Wein aus Tokay und der Champagne, Annanas aus den Gewächshäusern von Moskau, und endlich auf jedem Tische ein Korb, angefüllt mit den frischesten Kirschen.

Sie waren trotz des Winterfrostes wohlerhalten aus St. Petersburg angelangt, und jede einzelne dieser Kirschen kam auf einen Silberubel zu stehen.

Raily, der sich wieder an Marsan anschloß, saß mit unseren Bekannten an Einem Tische; der junge Graf, zu seiner Ehre sei es gesagt, ahnte nicht, was im Hinterhalte schlummerte, und wunderte sich nur über die Einsilbigkeit und Zurückhaltung Theodora's und Achille's.

Der Marquis hatte noch kein Wort mit dem Engländer gesprochen, sein Blick streifte nur manchmal finster grollend an ihm vorüber, wie es immer geschieht, wenn

*) Die kleinste Gattung des Störs, welche guten Caviar liefert.

man Jemanden ansieht, von dem man weiß, daß er unser Gegner ist, ohne jedoch die Ursache dessen zu kennen.

Achille wußte nichts von dem feindlichen Verhältnisse des Engländers mit Theodora und sah in ihm einen persönlichen Widersacher.

Die Witwe ihrerseits ahnte wieder die Waffe nicht, die Naily in Händen hatte, um Achille und mit diesem auch sie anzugreifen, aber sie blieb nicht unthätig.

Die Gewißheit der Gefahr, die Wichtigkeit dessen, was für sie auf dem Spiele stand, regten sie auf; die elastische Natur des Weibes erlag dem Drucke nicht, den Naily's Gegenwart auf sie ausübte, sondern widerstand demselben und schnellte dann mit um so größerem Gegendrucke empor.

Der Stolz der Griechin rüttelte ihre Gedanken auf, es galt, den Angriff des Gegners nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen.

Aber wie? Womit?

Eine Idee durchflog die Seele der jungen Frau, sie wendete sich zu dem Grafen Fedor, zu dessen Linken sie saß und lispelte ihm zu:

„Herr Graf, jener Engländer, der sich zuletzt in unsere Gesellschaft drängte, ist ein bekannter Spieler, der zu den Festen in diesem Palais noch nicht geladen worden war. Ich vermuthe, daß er sich eingeschmuggelt hat."

Helenens Vater wurde betroffen, ein Spieler in der gewählten Gesellschaft seines Verwandten, des Fürsten, dieser Gedanke empörte ihn.

Welch ein Skandal, wenn der Engländer bemerkt würde?

Den Salon des Herrn Raily besuchen, das schändete Niemanden, aber ihn in seinen Salon zu laden, duldete weder die Stellung noch der Rang des Fürsten Rasumowsky.

„Sie haben recht,“ versetzte der Graf von Tulczim, „dieser Mensch kann unmöglich geladen sein, und ich werde ihn zu entfernen trachten, doch muß es ohne Aufsehen geschehen; darum bitte ich Sie, schweigen Sie!“

Der Marquis, welcher zur Linken Theodora's saß und diesen Wortwechsel erlauschte, wurde wo möglich noch mehr verlegen als er schon war; er gedachte der Erzählung an der Table d'Hote, und die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Situation mit jener im Salon zu Marly mußte ihm auffallen.

Herr Raily spielte hier ungefähr dieselbe Rolle wie dort der Henker von Paris.

Die Tafel nahm indessen ihren ungestörten Fortgang, der Berg achtet nicht auf die Reibung zweier Sandkörner, ihm ist es gleichgiltig, wenn der Sturm sie aufwirbelt und fortträgt; wer wird beim Anblicke des unübersehbaren Meeresspiegels auf einen kleinen Kreis Rücksicht nehmen, den ein Ungeheuer aus der Tiefe her aufwühlt?

Außer den uns bekannten Personen saßen an demselben Tische auch einige italienische Abgeordnete, die Grafen Witt, Zibin, einer der drei Grafen von Pahlen, Baron Ompteda, ehemals westphälischer Minister in Wien, jetzt nach dem Sturze seines Souveräns ohne Am-

bassade und freiwilliger Zuschauer bei dem großen diplomatischen Sanhedrin, und endlich mehrere Damen, in den russischen und französischen Salons bekannt und beliebt.

Graf Zibin, der in achtzehn Monaten vom russischen Husarenoffizier bis zum Obristlieutenant avancirt war und drei Orden erobert hatte, darunter das St. Georgenkreuz, welches Alexander von der eigenen Brust nahm, um es an die seinige zu befestigen, der außerdem auch noch während der Unthätigkeit des Lagerlebens viermalhunderttausend Silberrubel im Kartenspiel gewonnen hatte, dieser junge Kavalier, den die Götter mit allen Arten von Glück überschüttet hatten, führte mit der ihm angebornen Lebhaftigkeit das Wort.

„Es ist natürlich,“ sagte er eben, „daß man sich hier bestrebt, einander an Glanz und Pracht zu überbieten, anstaunen muß man jedoch die Ausdauer und die physische Kraft, welche unsere Damenwelt entwickelt, um allen diesen Festen unermüdet und mit ungeschwächter Energie beizuwohnen; man kann sich dieses Phänomen nur erklären, wenn man erwägt, daß der Festsalon und der Tanzboden das eigentliche Terrain für Frauen ist, wo sie ihre Schlachten schlagen, und wo sie, wie echte Soldaten zu siegen oder zu unterliegen wissen. Indem sie also ausdauern, thun sie nichts als was die Ehre ihres Geschlechtes und ihr eigener Vortheil erheischt.

„Sie rechnen demnach das Verdienst der Ausdauer den Damen nicht hoch an?“ fragte Ompteda.

„So wenig als ich es dem Soldaten anrechnen würde,

der wegen Ermüdung das Schlachtfeld verließe, um in's Lazareth zu wandern."

„Ich denke, eine vollkommene Frau kann überall Siege erfechten!"

„Vollkommen? Dies Wort ist sehr relativ. Dem Einen dünkt eine Blauäugige, dem Andern eine Brünette, dem Dritten gar eine Rothlockige vollkommen."

„Welcher Ansicht huldigen Sie?"

„Ich halte es mit Herrn von Talleyrand; zur Zeit, als er in Madame Gant, die jetzt seine Gemalin ist, sehr verliebt war, sagte er: Madame besitzt alle Eigenschaften, die eine Frau vollkommen machen."

„Und welches sind diese?" fragte Berthier den Minister der auswärtigen Angelegenheiten."

Darauf erwiederte dieser: „Sie hat erstens einen sanften Charakter, zweitens einen leichten Athem, und drittens eine angenehme Haut!"

„Das ist wieder einer von den charakteristischen Einfällen des schlauen Diplomaten," bemerkte Graf Tulczim.

„Mehr launig als geistreich" sagte Graf Witt, „er reiht sich jenem Einfall würdig an, den der Fürst zur Zeit des Direktoriums hatte, als der Fürst von Reuß eine offizielle Depesche mit den Worten begann: Der Fürst von Reuß erkennt die französische Republik an!" worauf Herr von Talleyrand als Minister des Auswärtigen wörtlich erwiederte: „Der französischen Republick ist es angenehm, die Bekanntschaft des Fürsten von Reuß zu machen!"

Alles lachte.

Graf Trettenborn trat von einem der Nebentische herbei und sagte:

„Eine freudige Nachricht. Wir werden in den nächsten Tagen ein hohes Brautpaar begrüßen."

Alles horchte.

„Die Großfürstin Katharina wird die zukünftige Königin von Würtemberg, die Dispensation der griechischen Kirche ist bereits hier eingelaufen und die offizielle Anzeige der Verbindung dürfte nächstens erfolgen."

„Die Liebe," sagte Zibin begeistert, „ist in allen Ständen anmuthig; aber wenn sie in der Hütte angenehm ist, so ist sie im Palaste berauschend."

In diesem Momente erscholl eine Fanfare, an der obersten Tafel begann man Toaste auszubringen, welche stürmische Erwiederung fanden, besonders aber jener, der dem zukünftigen ehelichen Glücke Sr. k. Hoheit des Kronprinzen Friedrich von Würtemberg galt.

Das Souper war zu Ende und der Ball wurde fortgesetzt.

Als man sich vom Tische erhob, näherte sich Helenens Vater Herrn Raily und sagte mit dem Tone kalter Förmlichkeit:

„Mein Herr, ich ersuche Sie, mir zu folgen."

„Ihnen, Herr Graf, wohin und warum?"

„Ich muß mir einige Erklärungen von Ihnen erbitten."

„Ich bin bereit, Ihnen Rede zu stehen, doch wünsche ich, daß dies hier geschehe, ich bin kein Freund einsamer Gemächer und abgelegener Corridore."

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, das Fest durch einen Skandal zu stören.“

„Um Vergebung, Herr Graf, ich wußte nicht, daß Sie es auf einen Skandal abgesehen haben.“

„Mein Herr!“

„Bleiben Sie ruhig. Sagen Sie, was Sie mir zu sagen haben und ich werde antworten, wünschen Sie mehr?“

„Wohlan, mein Herr, ich finde Ihre Anwesenheit bei einem Feste des Fürsten Rasumowsky so ungewöhnlich, daß ich während der Tafel durch einen Diener anfragen ließ, ob sich Ihr Name unter den Geladenen befinde? worauf ich eine verneinende Antwort erhielt. Mit welchem Rechte sind Sie hier?“

Der Engländer verzog die Miene zu einem lächelnden Grinsen und entgegnete:

„Hier meine Legitimation!“ dabei zeigte er dem Grafen die von Wasili erhaltene Karte.

„Wie sind Sie in den Besitz dieser Karte gelangt?„

„Auf die rechtmäßigste Weise von der Welt. Alle die Hunderte, welche hier anwesend sind, genießen das ihnen bereitete Vergnügen umsonst, bei mir ist es ein Anderes, mich kostet mein Entre hunderttausend Rubel, ein Preis, mit dem sogar die Petersburger Kirschen, die ich heute anstaunte, zu theuer bezahlt wären.“

„Sie haben also die Karte gekauft?“

„Ja, mein Herr, vor mehreren Tagen forderte mich Graf Arthur Wasili zum Spiele heraus, er verlor hunderttausend Rubel, und ich war so großmüthig, ihm für

den einmaligen Gebrauch dieser Karte seinen ganzen Verlust zurückzuerstatten."

Der greise Graf kehrte sich betroffen seiner Tochter zu, deren Antlitz bleich geworden war wie das einer Leiche.

„Mein Herr," stammelte das Fräulein, „was Sie da sagen, ist nicht möglich!"

„Graf Marsan ist mein Zeuge!"

Der junge Graf sah sich plötzlich gegen seinen Willen in eine unangenehme Affaire hineingezogen.

„Mein Herr," sagte er böse zu Raily, „Sie haben Arthur versprochen, keinen Mißbrauch von der Karte zu machen und den Vorfall geheim zu halten.

„Beides wäre geschehen, hätte man mich hier nicht gezwungen, mich zu legitimiren, nun, ich denke, es ist in einer befriedigenden Weise geschehen.

Sechs Personen bildeten die Gruppe, wo diese Scene abgespielt wurde und Herr Raily war die einzige unter ihnen, für den die Situation keine peinliche war.

Graf Fedor, dem die Bewerbung Wasili's um Helenens Hand kein Geheimniß war, sah plötzlich den jungen Mann, in dessen Hände er das Glück seines einzigen Kindes legen sollte, in einem sehr zweideutigen Lichte vor sich stehen.

Helenens Herz zog sich krampfhaft zusammen so wie jene sensitiven Mimosen, deren Blätter bei der leisesten Berührung sich zusammen ziehen.

Theodora und Achille litten unter der Ahnung der eigenen Gefahr und Marsan ärgerte sich, daß er gegen

seinen Willen mit beitragen mußte, seinen Freund bloszustellen.

Nachdem der Engländer die letzten Worte sprach, wendete sich Graf Fedor zu Helene und sagte:

„Die Angabe dieses Herrn ist leider wahr, Graf Wasili ist eben so leichtsinnig als unwürdig, er darf die Schwelle dieses Hauses nie mehr übertreten."

Das Fräulein stand stumm da und nahm den Befehl des Vaters mit einer Verbeugung entgegen.

Herr Raily ließ seinen Blick triumfirend die Gruppe umkreisen und sagte dann:

Meine Legimation scheint bei Ihnen keinen angenehmen Eindruck gemacht zu haben, ich bedauere es, um so mehr, wenn ich an die Ursache denke, die Sie veranlaßte, mich dazu aufzufordern. Es schien Sie zu verletzen, einen Mann meines Standes in dem Salon Ihres Verwandten zu sehen; ich mache aus meiner Lebensweise kein Hehl, ich bin ein Spieler, aber ein nobler Spieler. Ich verkehre nur mit ausgezeichneten Personen, und Prinzen, Generale und Minister sind nicht selten meine Gäste. Mein Erscheinen in diesem Salon ist also keineswegs erniedrigend, es mag auffallen, aber es ist keine Beleidigung für die übrige Gesellschaft, denn es gibt in ganz Europa keine Hauptstadt, wo nicht die Crême der Gesellschaft mit mir verkehrt und Umgang gepflogen hätte. Wenn Sie, Herr Graf, um die Hausehre des Fürsten wirklich besorgt sind, dann sollten Sie sichs angelegen sein lassen, unter den übrigen hier anwesenden Personen genauer nachzuforschen, ob sich nicht etwa Eine darunter befinde, deren Anwesenheit

in Wirklichkeit eine Schmach für die übrige Gesellschaft ist, die daher in einem so ausgezeichneten Kreise um so weniger geduldet werden sollte, da man sogar in bürgerlicher Sphäre Anstand nähme, mit ihr zu verkehren.

„Mein Herr, ich will nicht hoffen, daß sich hier eine solche Person befindet?“

„Doch, Herr Graf, doch.“

„Es ist nicht möglich!“

„Hier steht sie! versetzte der Engländer ruhig und deutete mit dem Finger auf den Marquis Achille Montferon.“

Diesem drohten die Sinne zu schwinden.

Theodora zitterte wie Espenlaub.

Graf Fedor blickte Marquis an, er schien von ihm eine kräftige Abwehr zu erwarten, doch sie erfolgte nicht.

„Herr Marquis, sagte er erstaunt, Sie erwiedern nichts? Sie bleiben bei der abscheulichen Anschuldigung dieses Herrn stumm?“

Raily weidete sich an der Verzweiflung des Betreffenden und bemerkte nicht ohne Zufriedenheit mehrere Neugierige, die von der Scene angelockt, deren Entwicklung entgegen harten.

„Was soll, was kann der Marquis erwiedern? sagte der Engländer, gegen die Wahrheit läßt sich nicht ankämpfen.“

„Sie behaupten also, daß die Ehre dieses Hauses durch die Gegenwart des Herrn von Montferon leidet?“

„Ja, Herr Graf, denn dieser Herr Marquis Achille Montferon ist....“

„Nun, wer ist er?“

Raily blickte Theodora fragend an; er zögerte mit der Antwort; eine flehende, bezeichnende Geberde von ihr hätte ihn inne halten gemacht, ihre Nachgiebigkeit hätte eine für den Geliebten günstige Wendung zur Folge gehabt, aber sie war leblos und starrte wie mit verglasten Augen vor sich hin.

Der Engländer zuckte daher mit der Schulter, als wollte er sagen: „Du willst es, wohlan, es sei!“ und erwiederte laut:

„So vernehmen Sie denn, dieser Herr Marquis ist der Sohn jenes Mannes, unter dessen Händen Ludwig XVI. starb. Er ist der Sohn Sansons, des ehemaligen Henkers von Paris!“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den anwesenden Frauen, ein Murmeln des Grauens ertönte von den Lippen der Herren.

Theodora lag leblos in Helenens Armen.

Der Marquis war niedergeschmettert wie eine Hütte, auf welche eine Lawine herabgerollt ist.

Herr Raily wendete sich zu dem Grafen Fedor, verneigte sich und sagte mit einem zermalmenden Hohne:

„Der Spieler geht freiwillig von dannen, denn er hat nach allen Seiten hin Genugthuung erlangt!“

Nach diesen Worten vorließ er den Salon.

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser von China muß ein Hausmittel des Herrn von Talleyrand gebrauchen.

Eine Nachricht durchflog die Residenz, eine Kunde, die selbst während des Kongresses Aufsehen erregte, sie hieß:

„Prinz de Ligne ist todt!"

„Er wurde einst in Paris von dem Herzog von Orleans beredet, mit ihm einen Hexenmeister zu besuchen, der damals sehr im Mode stand und allgemein der „große Estrella" genannt wurde. Dieser prophezeite dem Prinzen, daß er während eines „großen Lärms" sterben würde.

Der Prinz deutete dies auf einen Tod auf dem Schlachfelde, aber es kam anders; er starb während des Kongresses.

Der geistreiche Marschall erinnerte sich in seinen letzten Stunden jenes Vorfalls und scherzte darüber:

„Ich erinnere mich nicht, daß diese Woche hier großer Lärm gewesen ist, denn diese Bälle, Feste, Verhandlungen und Intriguen, ich habe wohl gehört, daß Viele davon leben, aber ich habe noch nicht gehört, daß Jemand daran stirbt."

Der Doktor Malfati machte ihm sanfte Vorwürfe wegen der Unvorsichtigkeit, durch die er sich die Krankheit zugezogen.

Der Prinz erwiederte: Die Fakultät mag mir's verzeihen, aber ich bin wie der Robinson, der gegenwärtig auf Elba haust, ich gehöre, was die Medizin betrifft, zu den Ungläubigen. Auf meiner fabelhaften Reise nach Taurien drang die große Katharina bei Gelegenheit einer Unpäßlichkeit in mich, ärtzliche Behandlung anzunehmen. Ich antwortete ihr: Madame, ich habe eine eigenthümliche Art, mich zu behandeln. Sobald ich mich krank fühle, rufe ich meine beiden Freunde Segui und Cobentzl, den einen lasse ich klystiren, dem andern verordne ich einem Aderlaß und ich bin kurirt.

„Seit damals, mein Prinz haben sich die Zeiten geändert, wenn ich mich nicht irre, so sind seit damals sechs Lustra verflossen"

„Halt, Doktor," rief der Kranke lebhaft, „lassen wir uns auf keine Rechnungen ein. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß ich, um die Monotonie der Feste zu stören, den Leuten das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls bieten werde.*) Nein, nein, ich bin nicht Hofmann genug, um eine solche Rolle zu übernehmen, auf diese Weise will ich das königliche Parterre des Kongreß-Schau-

*) Eine andere Version läßt den Prinzen sagen: „Meine Mittel gestatten mir nicht, zu dem Besten des Kongresses beizutragen; so will ich denn das Begräbniß eines österreichischen Feldmarschalls zum Besten geben. Das ist noch nicht dagewesen!" —, Obige Angabe ist die richtige; sie rührt von einem Ohrenzeugen her.

spiels nicht amüsiren, das wäre der Tod eines Hanswurstes, und zu dem habe ich mich nie hergegeben. Die Herren vom Festkomité mögen daher die Gewogenheit haben, diesen Artikel aus ihrem Festprogramme zu streichen, ich bin nicht gewohnt, das Theater in dem Augenblicke zu verlassen, wo das Drama am interessantesten wird."

Die Nachricht von der Krankheit des Fürsten zog eine Menge Volks herbei, welches von der Bastei aus theilnahmsvoll zu seinen Fenstern hinanschaute.

„Mein Freund," sagte er zu dem Kammerdiener, „lösche die Wachskerze auf dem Tische dort aus, man könnte sie von der Bastei aus sehen, sie für eine Leichenkerze halten und glauben, daß ich schon todt sei."

Die Ahnung seines Todes machte ihn schwermüthig.

„Und doch sagte er, die Natur hat es so eingerichtet, wir müssen den eingenommenen Platz räumen, um die Stelle einem Andern zu überlassen; ach, alle Jene, die man liebt, zu verlassen, das ist die größte Pein des Sterbens."

Er wischte sich eine Thräne aus den Wimpern und fuhr rasch fort:

„Nun, nun, fürchtet nichts, diesmal soll die „Stumpfnase" noch nicht Recht haben, ich will ihr zum Trotz gesunden. Mir hat der Tod des Petronius stets sehr gefallen, wollüstig wie er gelebt, wollte er auch sterben, er ließ eine reizende Musik aufführen und schöne Verse rezitiren. Ich wills noch besser machen wie er, von Allem umgeben, was ich liebe, will ich in den Armen der Freundschaft sterben."

Kurz darauf sagte er: „Ich glaubte nicht so viel Umstände beim Sterben zu machen. In der That die Ungewißheit und die Kürze unserer Tage sind gar nicht der Mühe werth, so lange zu warten!“

In einem Momente der Schwäche rief er seinen Kindern zu: „Ach, ich fühle, die Seele hat ihr Kleid abgenützt. Ich habe keine Kraft mehr zu leben, aber ich habe noch die, euch zu lieben!“

Die Kinder warfen sich auf sein Bett, küßten seine Hände und benetzten sie mit Thränen; da nahm der Marschall seinen letzten Witzpfeil aus dem Köcher und rief: „Was thut Ihr, meine Lieben, ich bin ja noch kein Heiliger. Mein Gott, wie schlimm muß es mit uns stehen, wenn man mich schon dafür hält!“

In seiner letzten Stunde richtete sich der Marschall zur Stellung eines Menschen auf, der kämpfen will, seine weitgeöffneten Augen strahlten und in einer unbeschreiblichen Aufregung schrie er:

„Macht die Thüre zu ... hinaus mit Dir ... da kommt er herein ... werft ihn hinaus ... den Stumpfnäsigen ... den Scheußlichen!“

Es entstand hierauf im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kampf mit dem Tode, er wehrte sich, rief um Hilfe, unterlag jedoch, und sank erschöpft auf das Kissen zurück.

Eine Stunde darauf war er verschieden

Es war am dreizehnten Dezember.

Die Fürstin Clary schloß ihm die Augen, und seine Züge erlangten die frühere Ruhe und Heiterkeit und so

wie im Leben in Allem außerordentlich, war es der Marschall auch im Tode, sein Antlitz war jetzt schöner, als es je im Leben gewesen.

Die Leichenfeierlichkeit versammelte eine unzählbare Menschenmenge, die Bastei, das Glacis, die Freiung waren vollgepropft, die Einsegnung der Leiche sollte in der Schottenkirche und ihre Beisetzung am Kahlenberge stattfinden.

Wenn zu dem eigenen Kummer sich auch noch der über fremdes Leid gesellt, dann fühlt man eine zweifache Art von Schmerz, wo jede derselben uns in einer eigenthümlichen Weise berührt, beiläufig wie wenn Brand und Stich sich zur Pein eines Menschen vereinigen.

In dieser Lage befand sich Graf Arthur Wasili, als er bei dem Leichenbegängnisse unter den Massen zwecklos umherirrte.

Die allgemeine Trauer um den greisen Marschall gesellte sich zu dem eigenen Gram, der seit einigen Tagen über ihn gekommen war.

Schon am Tage nach dem Feste im Rasumowskyschen Palais war Marsan zu ihm geeilt, um ihm die Scenen der verflossenen Nacht mitzutheilen.

Wasili fiel aus den Wolken seines Himmels, an die er sich noch angeklammert hatte, vollends herab und rief: „Schändlich, niederträchtig, ich werde den Engländer erwürgen!“

Marsan gab sich Mühe, ihn zu besänftigen.

Um das Maß voll zu machen, kam ein Billet des Grafen Fedor, in welchem sich dieser in lakonischer Kürze

alle ferneren Besuche verbat, was den armen Seeoffizier vor Wuth und Schmerz fast außer sich brachte.

Mit seiner Liebe drohte sein ganzes Lebensglück zu zerfallen, die Ungnade hätte er, wenn auch ungern, ertragen, ohne Helene zu leben, das vermochte er selbst in Gedanken nicht mehr.

Aber was beginnen?

Dem Engländer sechs Zoll in das neblige Herz rennen, das war sein erster Gedanke, allein Marsan war klug genug, ihn davon abzubringen.

Er sagte zu ihm: „Raily trägt wenig Schuld an Ihrem Unglücke. Sie haben ihn zum Spiele herausgefordert, er weigerte sich, ich bat Sie, von Ihrem unseligen Verlangen abzustehen, Alles war vergebens. Raily hätte sein Ihnen geleistetes Versprechen gehalten, wäre er nicht von Helenens Vater herausgefordert worden, daß dies geschah, daran trägt Theodora die Schuld, auf welche es der Engländer gemünzt hatte. Sie sehen, es ist eine unselige Verkettung, von Umständen, die Ihr Unglück vollkommen machte."

„Oh, ich sehe jetzt Alles ein, jetzt, da es zu spät ist. Die Ungnade des Czars wird nun über mich vollkommen hereinbrechen, ich werde Helene nicht wieder sehen, ich bin der erbärmlichste aller Menschen auf dem ganzen Erdboden."

„Hören Sie mich an, lieber Freund, kein Mensch, und wäre er einer der griechischen Weisen, könnte Ihnen in diesem Augenblicke einen besseren Rath geben, als den, in den ersten Tagen ja keinen übereilten Schritt zu thun,

der Ihre Situation nur noch mehr verschlimmern würde. Vermeiden Sie ums Himmels Willen jeden Zweikampf, denn Sie wissen, daß Ihr Kaiser das Duell fast noch mehr haßt, wie das Hazardspiel."

„Aber etwas muß denn doch geschehen."

„Nichts darf geschehen, am allerwenigsten heute oder in den ersten Tagen. Sie müssen abwarten."

„Oh, hören Sie mir auf mit dem Universalmittel Ihres Herrn von Talleyrand."

„Wenden Sie es an und Sie werden es nicht bereuen. Warten Sie, bis, wie Friedrich der Große sagte, Seine Majestät der Zufall Ihnen zu Hilfe kommt."

„Oh, lassen Sie mich mit den Allianzen in Ruhe, ich habe an der Dritten schon genug, soll ich nun noch eine Vierte mit dem Zufall eingehen?"

Die komische Verzweiflung des Seemanns, der selbst im Schmerze sein Naturell nicht verläugnete, zwang dem Franzosen ein Lächeln ab.

„Gottlob, er wird witzig, dachte er mit dem Marschall Kalb, jetzt ist keine Gefahr mehr vorhanden."

Wasili versprach ihm in der That, jede Voreiligkeit zu vermeiden, die Freunde schieden, um sich beim Leichenbegängnisse des Prinzen von Ligne wieder zu finden.

Marsan erzählte dem Freunde, daß er seitdem Nachrichten über Montferon eingezogen. Der Marquis wurde von dem Feste bewußtlos fortgeschafft und liegt von einem hitzigen Fieber befallen, schwer krank darnieder.

„Der Arme," sprach Wasili im Tone tiefsten Bedau-

erns, wie wird es mit ihm enden? Wie verhält es sich mit der Angabe des Engländers?

„Sie scheint leider wahr zu sein."

„Achille ist also nicht Marquis von Montferon?"

„Ich habe mich genau erkundigt und kann Sie versichern, daß er diesen Namen mit Recht trägt."

„Dann kann er aber doch nicht der Sohn des Scharfrichters sein?"

„Auch das muß wahr sein, sonst hätte er sich gewiß beeilt, dem Engländer zu widersprechen; das Ganze ist ein Räthsel, dessen Lösung erst, erfolgen wird, wenn Achille wieder gesundet."

„Haben Sie die junge Gräfin seitdem gesehen?"

„Ja, ich sah Helene, ohne mich ihr nahen zu dürfen. Ihr Blick ruhte noch immer wohlwollend auf mir und sprach die Bitte aus, gut zu machen, was ich verdorben habe."

Das zunehmende Gedränge machte die Freunde auf die Annäherung des Zuges aufmerksam.

Die Leichenfeier des Marschalls fand mit all' dem Gepränge statt, welches seinem Range zukam.

Achttausend Mann Füsiliere, mehrere Kavallerie-Divisionen und vier Batterien bildeten den Kondukt.

Der Zug bewegte sich durch mehrere Straßen der Stadt. Hinter der trauernden Familie des Verstorbenen drängten sich Marschälle, Generale und Admirale fast aller europäischen Nationen.

Kaiser Alexander und der König von Preußen standen auf der Schottenbastei, um den Zug an sich vorüber

ziehen zu lassen, ihre edlen Fisiognomien verriethen die lebhafteste Trauer. Alexander mochte sich in diesem Momente vielleicht erinnern, in welcher Vertraulichkeit der berühmte Todte einst mit seiner Ahnin, der großen Katharina gelebt hatte.

Aber selbst dem Leichenzuge des geistreichen Prinzen mischte sich ein Moment jenes freien Humors bei, der ihn bei Lebzeiten nie verlassen hatte. Man sah nämlich den englischen Admiral Sir Sidney Smith hoch zu Pferde mit gezogenem Degen an der Spitze einer österreichischen Batterie!

Ein Anblick, der trotz der düstern Gelegenheit doch nicht verfehlte, einige Heiterkeit zu erregen.

Die Beisetzung der Leiche erfolgte in dem Kirchlein auf dem Kahlenberge.

Der Mann, den sein Geist hoch über den gewöhnlichen Menschenschwarm erhob, sollte diesen auch im Tode überragen.

Ein trüber düsterer Dezemberhimmel lagerte über den Bergen, die Glöcklein der Kapelle ließen ihr traurig Geläute ertönen, in dem Momente, bevor man den Sarg in die Gruft hinabließ, durchbrach ein Sonnenstrahl das Gewölke und fiel durch die schmalen Bogenfenster wie verklärend auf den Sarg, man glaubte eine Geisterstimme zu hören, die von hier aus dem in Wien weilenden Kongresse zurief: „Vanitas vanitatis, omnia vanitatis!“

Siebentes Kapitel.

Der egyptische Josef ins Deutschböhmische übertragen.

Das Leben der deutschböhmischen Zwillinge hatte in ihrer neuen Behausung einen andern Charakter angenommen; sie waren aus der Oeffentlichkeit ins Privatleben zurückgetreten.

Sie musizirten jetzt weder in öffentlichen Lokalen, noch in Privatgesellschaften, sondern Josef ertheilte Unterricht im Flötenspiel, musizirte mit Lady Wilson und es ergab sich dadurch eine Revenue, die zwar nicht so glänzend ausfiel wie die Einnahmen bei Produktionen, die aber immerhin genügten, denn die Ansprüche der Geschwister waren bescheiden und sie lebten nun viel ruhiger und gefahrloser.

Zu dieser wohlthätigen Aenderung in ihrer Erwerbsweise hatte die würdige Frau, bei welcher sie wohnten, nicht wenig beigetragen.

Paulinens Mutter erkannte leicht den gefährlichen Weg, welchen die Kinder arg- und bewußtlos dahinwandelten, sie sah die Abgründe, die nur eines ersten Fehltrittes harrten, um sie zu verschlingen; sie lenkte daher die Aufmerksamkeit des Jünglings auf viele Musiker, die sich durch Ertheilen musikalischen Unterrichts eine angenehme Existenz geschaffen hatten, munterte auch ihn dazu auf,

rieth ihm, der Einladung der Lady ja fleißig zu folgen, empfahl ihn selbst in bekannten Häusern und der Erfolg war der günstigste.

Der Instinkt der Jugend, der bei unverdorbenen Menschen immer vorwaltet, ließ die Geschwister sich immer enger an die Familie anschließen und zwischen Josef und Pauline griff eine Neigung Platz, welche die gewöhnlichen Grenzen einer Freundschaft, und zwar einer Freundschaft, wie sie zwischen einem jungen Menschen und einem hübschen Mädchen allenfalls möglich ist, bereits überschritten hatte.

Pauline schloß sich an Josefine an und suchte durch dieses Anschließen an die Schwester die für den Bruder erwachte Neigung zu decken.

Es hatte zwar zwischen den jungen Leuten noch keinerlei Erklärung stattgefunden, allein es gibt wie im politischen Verkehr so auch in der Liebe eine Korrespondenz durch Telegrafen, wo Blicke einige Zeit früher verkünden, was später mit der ganzen Ausführlichkeit einer Wortnote nachfolgt.

Auch bei Josef und Pauline hatte der elektrische Telegraf — wer wagt das Fluidum verliebter Augen in Abrede zu stellen — bereits gesprochen und die ausführliche Erklärung war zu erwarten.

Josefine fühlte sich, obwohl zufrieden, doch weniger glücklich als der Bruder. Es fehlte ihr etwas, ohne daß sie über das „Was?“ eine genügende Erklärung zu geben vermocht hätte.

Sie dachte jetzt nicht nur oft an den jungen Grafen,

sondern bedauerte auch im Herzen, von ihm nichts mehr zu hören.

Sie hätte oft mit Pauline von Marsan gesprochen, allein ein unbekanntes Gefühl hielt sie zurück.

Die Liebe ist gesprächig und mittheilsam, die erwachende Neigung dagegen schüchtern und verschlossen; die Blüte entfaltet sich verstohlen in geheimnißvoller Nacht und erst die Frucht zeitigt im Sonnenlichte.

In dieser Weise hatte sich das Herzensverhältniß und die häusliche Lage der Geschwister herangebildet, als eines Nachmittags zwischen Josef und Pauline eine Scene stattfand, die leicht zu einer Erklärung hätte führen können.

Die drei jungen Leute saßen bei einander und unterhielten sich, als Josef sich erhob.

„Wohin gehst Du?" fragte die Schwester.

„Ich muß zur Lady!" lautete die Antwort.

„Um diese Stunde?"

„Sie wurde mir bestimmt"

„Herr Josef ist in Bezug auf die Uebungen bei Lady Wilson sehr gewissenhaft," bemerkte Pauline, ohne das Auge von ihrer Arbeit zu erheben.

„D'ran thut er recht," sagte Josefine, „ein solches Haus darf man nicht vernachläßigen."

„Die Lady ist wohl eine eifrige Musikfreundin?"

„Gewiß!" antwortete Josef.

„Sie ist wohl noch jung?"

„Vielleicht in der Mitte der Dreißig."

„Auch hübsch?"

„Sie ist eine niedliche Frau, lebhaft, freundlich und herablassend.

Josef antwortete unbefangen, Pauline mochte aber dem Gehör allein nicht trauen, sondern blickte ihn auch noch verstohlen an, ohne jedoch etwas wahrzunehmen was ihr Grund zur Unruhe gegeben hätte.

Josefine bemerkte was vorging und der weibliche Instinkt ließ sie die geheime Quelle dieser Fragen errathen, bei Pauline begann sich bereits die Eifersucht zu regen, die Liebe schien demnach in ihrem Herzen schon Wurzel gefaßt zu haben.

„Sie scheinen sich für die Dame zu interessiren," nahm Josefine lächelnd das Wort, „ich bin bereits so glücklich, sie persönlich zu kennen und gestehe, daß ich sie nichts weniger als hübsch gefunden habe, sie könnte ganz bequem meine oder Ihre Mutter sein."

Josef ahnte den geheimen Sinn dieser Reden und Antworten nicht, fand die Aeußerung der Schwester ganz natürlich und begab sich zur Lady.

Die Dame empfing ihn in ihrem Arbeitssalon, wo sich ein hübscher Flügel befand und wo jederzeit die Musikübungen stattfanden.

Das Gemach war durch eine große Lampe erleuchtet, deren Licht durch eine Kugel von Milchglas angenehm gedämpft wurde; eine einladende Wärme fluthete durch den Raum, deren anhaltende Wirkung den Geist drückt und verweichlicht, deren momentaner Eindruck jedoch ein Gefühl des Wohlbehagens erweckt und einen

Rausch des Blutes erzeugt, bei dem so wie bei jedem anderen die Herrschaft der Vernunft verloren geht.

Die Dame saß bereits am Flügel, ein reizendes Negligée umschloß den niedlichen Wuchs.

Das Kleid von Vapeur war vorne und rückwärts ausgeschnitten. Unten eine breite ganz mit Gittern durchbrochene Falbe, von da an zogen sich spiralförmig Rosenknospengewinde empor, welche so wie die Falbe reich gestickt waren. Die Verzierungen am Busen, an den kurzen Aermeln, am Falbenrand u. s. w. bestanden aus Streifen derselben Form, jedoch von verschiedener Breite.

Den Kopf zierte ein Häubchen von Brüßler Spitzen.

Als Josef eintrat, winkte ihm die Dame freundlich zu, wies ohne ihr Spiel zu unterbrechen mit einer anmuthigen Kopfbewegung auf den Platz, den er gewöhnlich einnahm und hörte erst zu spielen auf, als er die Hand nach dem Futterale ausstreckte, in welchem sich seine Flöte befand.

„Lassen Sie, ich sitze jetzt schon zwanzig Minuten am Flügel, ich will heute nicht mehr musiciren.“

„Befehlen Mylady, daß ich mich entferne?“

„Bleiben Sie, wir wollen plaudern.“

Josef verneigte sich.

Lady Wilson stand auf, näherte sich einer Bergère und ließ sich wie erschöpft in derselben nieder.

„Rücken Sie Ihren Fauteuil ein wenig näher, noch ein wenig, ich rede nicht gerne laut, so, mein Lieber, jetzt sprechen Sie.“

„Mylady wünschen, daß ich spreche? Ich war auf

eine Sonate, auf ein Duett oder ein sonstig Tonstück vorbereitet."

„Mein Gott," unterbrach ihn die Dame, „muß man denn um zu konversiren, vorbereitet sein? Ich will keine auswendig gelernte Rede hören, sondern eine Improvisation, sprechen Sie, was Ihnen beliebt, mir ist's gleichgiltig was, ich will nichts als hören, ich bin übellaunig, ich habe Migräne, und wünsche Zerstreuung, denken Sie sich, Sie befänden sich bei einer Freundin.

„Ach, gnädige Frau, in diese Lage mich zu denken, fällt mir schwer."

„Warum?"

„Ich habe noch nie eine Freundin gehabt!"

„Auch keine Geliebte?"

Josef lächelte und erwiederte: Ich bin fast noch ein Kind, in meinem Alter ist es besser an eine Mutter zu denken als an eine Geliebte."

„Sie thun, als ob Sie noch ein Kind wären. Ein junger Mann, der sein Fortkommen bereits unter fremden Menschen sucht, ist kein Kind mehr."

„Es ist wahr, gnädige Frau, in dieser Beziehung bin ich bereits auf mich selbst angewiesen, da bin ich wohl kein Kind mehr, was jedoch die Liebe betrifft —"

Mylady lachte.

„Ich verstehe," unterbrach sie ihn, „vortrefflich, Ihr Geständniß ist wirklich naiv, Sie sind also nur in der Liebe noch ein Kind! Sie sehen auch ganz darnach aus; aber wie kommt dies?"

Bei dieser Frage bog sich Madame graziös zurück,

das Kleid legte sich dadurch in malerische Falten, verkürzte sich und enthüllte einen hübsch geformten Fuß, einen jener niedlichen, tadellosen Füße, die kein Männerauge ungestraft sehen kann, so wie es das Märchen von jener Prinzessin erzählt, deren Bild bezauberte, aber nichts weniger als versteinerte.

Der junge Mensch blieb unbefangen, nicht etwa als ob sein Schönheitssinn stiefmütterlich bedacht gewesen wäre, ihn schützte seine Unverdorbenheit, die Erinnerung an Pauline.

Es war nichts als eine natürliche Gedankenfolge, daß er bereits einige Male zwischen diesen beiden Frauen, die überhaupt außer seiner Schwester die ersten waren, mit denen er in einen nähern Verkehr trat, Vergleiche anstellte, diese Vergleiche fielen jedesmal zum Vortheile der viel jüngeren und hübscheren Wienerin aus.

Auch jetzt trat Paulinens Bild vor seine Seele, er gedachte der Scene bevor er vom Hause weggegangen war, und ihm fiel dabei Josefinens Aeußerung ein, die sie in Bezug auf das Alter der vornehmen Engländerin that:

„Sie — die Lady nämlich — könnte bequem meine und Ihre Mutter sein!“

In dem Worte „Mutter“ lag ein ganzer Eissturz, der jede zufällig erwachte Aufregung erstarren gemacht hätte.

Der Gedanke „Mutter“ ließ ihn die Frau vergessen: er dachte nicht, daß eine Frau, die seine Mutter sein konnte, auch ein Weib sein könne.

Diese Umstände vereint, minderten die Gefährlichkeit, welche die Scene für ihn allenfalls haben konnte, sie ließen ihm die üppigen Bilder in einem anderen, weniger verführerischen Lichte erscheinen und bildeten somit eine Schutzwehr gegen die klugen Angriffe einer Macht, die um so unwiderstehlicher wird, je natürlicher die Waffen sind, deren sie sich bedient.

Josef hatte die letzte Frage der Lady, wie es denn komme, daß er noch nicht verliebt sei? noch nicht beantwortet.

Man wartete auf seine Gegenrede einige Sekunden lang, als sie jedoch ausblieb, fuhr die Dame fort:

„Nun, sprechen Sie, mein Kind, wie kommt es, daß Ihr Herz noch frei ist?"

Die ironische Bezeichnung: „Mein Kind," in der Ansprache der Lady wurde von dem jungen Menschen ernstlich genommen und bestärkte ihn noch mehr in seiner Auffassung, sie war der Lufthauch, der die Vorstellung von der Mutter noch mehr anblies, und ihn wirklich glauben machte, er befinde sich einer Mutter gegenüber.

Das in der That noch kindliche, wenn auch nicht mehr kindische Herz Josefs befreundete sich nur zu leicht mit diesem Gedanken.

„Ach, gnädige Frau," erwiederte er, „Sie flößen mir ein so unbegrenztes Vertrauen ein, daß ich vor Ihnen die verborgendsten Geheimnisse meines Herzens entfalten würde, wenn ich solche besäße: es ist die reinste Wahrheit, wenn ich gestehe, daß ich Ihre Frage nicht zu beantworten vermag, aus dem einfachen Grunde nicht, weil

ich über dergleichen nie gedacht, weil ich mich mit der Angelegenheit meines Herzens nie beschäftigt habe."

Lady Wilson lächelte den jungen Menschen bei diesem aufrichtigsten aller Bekenntnisse freundlich an und sagte:

„Ich glaube Ihnen, und nehme deshalb einen noch größeren Antheil an Ihrem Geschicke. Ich wünsche Sie glücklich zu sehen, bin jedoch besorgt, daß Ihnen in dem bewegten Leben dieser großen Stadt ein Ungemach zustoßen, daß die Reinheit Ihrer Seele Gefahr laufen könnte, getrübt zu werden."

Josef wurde verlegen, er wußte nicht, was er auf diese Besorgniß erwiedern solle?

Sein in diesem Momente vielleicht nicht sehr geistreicher Blick ruhte mit so naivem Ausdrucke auf der Lady, daß diese in Heiterkeit versetzt, fortfuhr:

„Ja, ja, mein Lieber, sehen Sie mich nur an, es ist so, wie ich sage; die Gefahr wird Sie umwogen und Sie in der Unschuld Ihres Herzens werden sie vielleicht gar nicht ahnen."

„Sie sprechen von Gefahren, Mylady, ich bekenne, daß ich Sie nicht verstehe."

„Ah, das ist köstlich, Sie wissen also nicht, daß es Mädchen und Frauen gibt, die jungen Herzen Ihres Gleichen gefährlich werden können?"

„Gefährlich? In wie fern?"

„O, mein Gott, wie naiv."

„Ich will mich Ihnen verständlicher machen. Sagen Sie mir, haben Sie schon die Bibel gelesen?"

„Ja!"

„Erinnern Sie sich der Geschichte vom egyptischen Josef?"

„Oh, gewiß! Die Verfolgung von Seite seiner Brüder, das außerordentliche Glück, welches ihn bis zum Günstling eines Pharaonen emporhob."

„Halt, mein Freund, Sie gehen zu weit, bevor er Günstling wurde?"

„War er eingekerkert!"

„Richtig, und vor der Einkerkerung?"

„Befand er sich in Potiphars Diensten."

„Da wollen wir verweilen. Erinnern Sie sich der Scene mit Potiphars Gattin?"

„O ja."

„Sie wissen auch, was die Egyptierin zu ihm sprach?"

Josef erglühte.

„Nun, mein Freund, antworten Sie mir offen und ohne Scheu, glauben Sie, daß Josef klug daran that, seinen Mantel zurück zu lassen?"

Der junge Mensch hatte noch nicht geantwortet und die Dame fuhr fort:

„Auch Sie führen den Namen Josef;" so wie jener sind auch Sie in diesem Momente vom Glücke minder begünstigt, Sie sind jung und schön, aber kindisch und unerfahren. Wenn sich nun eine Frau fände, eine Frau, wenn auch nicht so schön, so doch so einflußreich und wohlhabend wie Madame Potiphar, wenn sich eine solche Frau fände und zu Ihnen sagte: Josef, ich will Deine Freundin sein, Du bist zu jung, als daß ich Deine Gattin werden könnte, aber sei mein Geliebter, ich will Dich glücklich

machen, Wenn eine Frau zu Ihnen so spräche, würden auch Sie Ihren Mantel zurücklassen?

Die Dame sah den jungen Menschen, der in namenloser Verwirrung da saß, erwartungsvoll an; einige peinliche Augenblicke vergingen — da ertönte außen die Glocke.

Lady Wilson, über deren Stirn eine Wolke des Unmuths flog, erhob sich rasch, denn sie erkannte das Zeichen.

Mann kommt, sagte sie, verlassen Sie mich durch diesen Ausgang, mein Lieber, ich will nicht, daß Sie gesehen werden. Adieu, vergessen Sie nicht an den egyptischen Josef.

Der junge Mensch verließ verwirrt und aufgeregt den Salon.

Aus der Tiefe seiner Seele ließ sich eine Stimme vernehmen: „Das war heute ein unglückseliges Flötenspiel!"

Achtes Kapitel.

Die Könige im Wirthshause.

Seit der Scene bei Lady Wilson war in dem Innern Josefs eine Veränderung vorgegangen.

In seiner Seele war es lichter geworden, die Unterhaltung mit der Lady konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Die Unterbrechung durch die Ankunft Lord Stewarts

geschah rechtzeitig, Se. Excellenz hatten damit dem jungen Menschen und auch sich einen Liebesdienst erwiesen.

Welches Schicksal der Mantel des deutschböhmischen Josef gehabt hätte?

Wir wollen es nicht untersuchen, genug, die Gefahr war da.

Die nächste Folge der empfangenen Eindrücke war, daß Josef nun anfing, über seine „inneren Angelegenheiten“ nachzudenken und daß er dabei auf jene Gefühle stieß, die der hübschen Pauline galten.

Er dachte oder sprach vielmehr zu sich selbst:

„Die Lady könnte meine Mutter sein, eine Frau wie die Lady kann ich nicht lieben, Pauline jedoch ist jung, wir sind in gleichem Alter, sie ist noch ein Mädchen, wenn sie mich liebte, das wäre freilich ein Anderes, da würde ich mit Freuden einstimmen!“

„Aber die Lady, was soll ich mit ihr beginnen? Sie wird, sobald ich wieder zu ihr komme, eine Antwort auf ihre letzte Frage begehren, und ich, was soll ich darauf erwiedern?“

„Der Kukuck hole den Mantel; wenn ich es wie mein egyptischer Namensbruder mache, so verliere ich die einträgliche Stelle bei ihr, und ich zweifle, daß ich dann sogleich sieben magere und sieben fette Kühe finde, die mir das Verlorne ersetzen.“

„Ich muß einen Entschluß fassen, bevor ich wieder zu ihr gehe, oder soll ich — er besann sich eine Weile — meiner Treu, der Einfall ist nicht zu verachten, ich werde mich

einige Zeit hindurch krank melden lassen, vielleicht vergißt sie bis dahin ihre verfängliche Frage!"

Dies geschah denn auch, aber ohne daß die Mädchen etwas davon erfuhren, denn er hätte ihnen in diesem Falle auch die Ursache seiner Nothlüge angeben müssen und das wäre in doppelter Beziehung gefährlich gewesen.

Josef besorgte also seine übrigen Unterrichtsstunden, während er bei der Lady Unpäßlichkeit vorschützte.

Eines Vormittags kam Herr Balthasar Kern mit einem strahlenden Gesichte zu Madame Bergmann.

„Was bringen Sie uns Gutes?" fragte die Witwe lächelnd.

„Gnädige Frau, ich bin gekommen, Ihnen eine Freude zu machen."

„Mir? Womit?"

„Kennen Sie den Herrn Jahn, Hoftraiteur im Augarten?"

„Ich kenne ihn, jedoch nur dem Namen nach."

„Ich erfreue mich seiner persönlichen Bekanntschaft, er ist ein Liebhaber abgerichteter Vögel und ich habe ihm bereits zwei Stieglitze, vier Hänflinge und zwei Zeischen musikalisch herangebildet. Heute nun ist im Augarten ein Piknik mit Ball und ich habe ihn um einige Karten angegangen für mich, für Sie und für die drei jungen Leute."

„Ich besuche in der Regel keine Bälle."

„In der Regel ganz recht; der heutige Ball ist aber auch eine Ausnahme von der Regel, es wird der Konreß erscheinen."

„Es ist also kein öffentlicher Ball?“

„Oh doch. Der Ball ist gegen Entrée, der Preis für ein Billet ist zehn Gulden.“

„Und der Kongreß? Die Monarchen?“

„Sie werden für ihren Eintritt bezahlen, wie jedes andere Menschenkind.“

„Ein sonderbares Arrangement!“

„Englisch, echt englisch, der Arrangeur ist der Viceadmiral Sir Sidney Smith, ein Billet für das Diner kostet drei holländische Dukaten, wird jedoch nur den Auserwählten verabfolgt, die Ballbillets dagegen gehören fürs Allgemeine.“

„Und was geschieht mit dem Erlös?“

„In der Einladung heißt es, das materielle Ergebniß sei zum Ankaufe eines ungeheueren, silbernen Leuchters für das heilige Grab in Jerusalem bestimmt, das ist aber nicht wahr, der Leuchter ist nur ein Vorwand, der eigentliche Zweck des Geldes ist ein anderer, Sir Smith will die eingegangene Summe zum Loskauf christlicher Sklaven in der Barbarei verwenden.“

„Man wird also zum Besten der Sklaven diniren und tanzen.“

„Und wir wollen auch dabei sein. Die jungen Leute haben ohnedem noch keinem Kongreßfeste beigewohnt, da werden wir die Souveräne in der nächsten Nähe bewundern; ich verkehre täglich mit Fürsten und Grafen, aber mit Königen oder Kaisern kommt selbst unsereins selten zusammen.“

Frau Agnes war nicht geneigt, den Antrag des Vo-

gel-Pädagogen anzunehmen, als jedoch die jungen Leute dazu kamen und den Gegenstand der Unterhandlung erfuhren, vereinigten sie sich mit Herrn Balthasar und der mütterliche Wille wurde gar bald wankend gemacht und die Einwilligung erfolgte.

Wir überlassen nun die Familie den Geschäften, welche die Vorbereitungen erheischten, — Vorbereitungen dreier Frauen zu einem Balle, damit ist Alles gesagt.

Man mußte sich aber auch beeilen, denn der Anfang war auf die fünfte Abendstunde festgesetzt.

Unter allen Festen des Kongresses war dieses Piknik im Augarten unstreitig das originellste.

Der Gedanke, die Könige, Kronprinzen, Fürsten, Grafen u. s. w. in's Wirthshaus zu laden und sie dort ihre Zeche bezahlen zu lassen, konnte nur in dem Kopfe eines Engländers entspringen.

Dieser Sidney Smith war aber auch ein origineller Kauz, eine romanhafte Erscheinung mit einer mehr als abenteuerlichen Vergangenheit.

„Dieser Teufel von Sidney," hatte schon Napoleon ausgerufen, als er die Belagerung von Saint Jean d'Acre aufgeben mußte, wozu Sidney nicht wenig beitrug, „er hat mir mein Glück abspenstig gemacht!"

Sir Sidney damals noch Kommodore, agitirte eifrig in Wort und Schrift gegen den französischen Obergeneral, so daß dieser in einem seiner Tagesbefehle bekannt machte, Monsieur Smith sei verrückt geworden!

Die Armee glaubte es und der Kommodore gerieth

darüber in eine solche Verzweiflung, daß er Bonaparte eine Herausforderung zu einem Zweikampfe zusandte.

Dieser ließ ihm antworten, er habe Wichtigeres zu thun, als sich zu duelliren, selbst wenn der große Marlborough ihn forderte, würde er sichs erst überlegen, um so mehr jetzt, wo es blos ein Narr von einem Kommodore ist u. s. w.

Auf dem Kongresse erschien Sir Sidney als Privatmann, nannte sich jedoch einen Bevollmächtigten des früheren Schwedenkönigs und agitirte nebstbei gegen die Raubstaaten.

Schon war er mit einem Vorschlage hervorgetreten, ein Geschwader auszurüsten, welches die Raubstaaten vertilgen und dem Handel mit Sklaven ein Ziel setzen sollte, aber der Kongreß wollte von dem Kreuzzuge nichts wissen, er hatte an näher liegende, wichtigere Gegenstände zu denken, und Sir Sidney fiel heute so durch, wie ehedem mit seiner Herausforderung Bonaparte's.

Der Vice-Admiral nahm nun zu einem anderen Mittel die Zuflucht und dies gelang besser.

Er arrangirte das Piknik zu dem Festball im Augarten, das Rein-Erträgniß so wie eine zu eröffnende Subskription sollten für den Loskauf christlicher Sklaven verwendet werden.

Der Kongreß versprach, sich einzufinden, man war von zahllosen Gratisgenüssen fast übersättiget, man wollte also der Sonderbarkeit wegen auch einmal eine Unterhaltung fürs Geld genießen.

Der große Saal im Augartenpalais war mit Standarten und Flaggen aller Nationen geschmückt.

Eine Tafel in Form eines Hufeisens, an deren jedem Ende ein Orchester placirt war, stand gedeckt da, um die einhundert und fünfzig Gäste zu empfangen, welche Billets für das Diner gelöst hatten.

Punkt fünf Uhr sollte servirt werden.

Sir Sidney hatte durch den Garten bis hinaus auf die Straße Reiter aufgestellt, welche die jedesmalige Ankunft eines Monarchen durch Trompetenstöße meldeten.

Sir Sidney mochte bei dieser Anordnung an Shakespeare denken, der seine Bühnenkönige ebenfalls mit Fanfaren empfangen läßt.

Die allerhöchsten und hohen Gäste fanden sich glücklich ein, von den Souveränen fehlte nur Kaiser Franz, den eine lebhafte Unpäßlichkeit zu erscheinen verhinderte, und der König von W ü r t e m b e r g, der zwei Tage früher plötzlich abgereist war.

Wenn auch nicht anwesend trug Kaiser Franz doch zu dem löblichen Zwecke bei, indem er sich an der von Sir Sidney eröffneten Subskription mit t a u s e n d D u k a t e n betheiligte.

Der Hoftraiteur Jahn hatte für die kulinarischen Details das Mögliche geleistet, hie und da roch trotzdem die Wirthshausküche durch, aber die Originalität amüsirte und das war die Hauptsache, das heißt für die Gäste, für Herrn Sidney war's das Geld.

Die Musikchöre spielten die verschiedenen National-

melodien und die erste Hälfte des Bankets verfloß rasch und kurzweilig.

Nun erhob sich der Vice-Admiral und begann als echter Engländer seine Toasts auszubringen, worauf er mit einer Rede herausrückte, deren Inhalt den Zweck der heutigen Vereinigung abhandelte, und in welcher mit vieler Salbung die Erlösung der Sklaven gepredigt wurde.

Die Unterhaltung Sir Sidney's war aber bekanntlich in etwas gedehnt, er sprach langsam, lange und langweilig und da die Vertheidigung von Saint Jean d'Acre eines seiner gewöhnlichen Themas war, so nannte ihn der selige Fürst von Ligne scherzweise: „Long-Acre“, so heißt nämlich eine der längsten Straßen in London.

Seine heutige Banketrede war nun ebenfalls nichtsweniger als kurzweilig, verfehlte aber trotzdem ihre Wirkung nicht, denn die nach seiner Rede eröffnete Subskription, bei welcher er sich an die Spitze setzte, lieferte eine Summe von nahe an sechstausend Dukaten.

Das merkwürdige Banket erreichte also glücklich sein Ende, sollte jedoch nicht geschlossen werden, ohne der Tageschronik einen jener pikanten Vorfälle zu liefern, welche um so schätzbarer sind, je seltener sie sich ereignen, und je höher oder berühmter die Personen sind, welche dabei betheiliget sind.

Man war eben im Begriffe die Tafel aufzuheben, als plötzlich unter der Begleitung zweier Haydn'scher Musikstücke, der Kellner des Hoftraiteurs mit einem goldenen Teller in der Hand erschien, um von jedem der Gäste die drei holländischen Dukaten einzusammeln, welche als

Preis für das Banket, die Beleuchtung und Musik festgesetzt waren.

Dieses Einsammeln unter Souveränen, Halbsouveränen, Thronfolgern und andern Prinzen war an und für sich schon eine originelle Situation, die ihrem Erfinder Sir Sidney viele Ehre machte, und nicht ohne Schmunzeln hingenommen wurde, allein es sollte noch besser kommen.

Der Kellner begann beim Kaiser von Rußland, empfing hier so wie vom König von Dänemark sein Geld und die Reihe zu zahlen ist nun an Seine Majestät dem Könige von Baiern.

Jahns Kellner, eine kouragirte, doppelkreidige Seele, trägt herzhaft seine Bitte vor, und läßt dem Monarchen die sechs Dukaten auf dem Goldteller entgegenblinken.

Maximillan Josef lächelte herablassend und griff in die Westentasche, er mochte jedoch hier nichts gefunden haben, denn er untersuchte dann die andere Tasche der Weste, hierauf versenkten sich seine Hände in die Tasche seine Rockes, vergebens — er fand nichts.

Der ersten Taschenvisitation folgte eine zweite.

Umsonst verlängert Seine Majestät die Finger und taucht sie hinab bis in die tiefsten Winkel, er ist ohne Barschaft, er hatte sie wahrscheinlich schon in die Hand irgend eines Hilfesuchenden geschüttet, wie er es täglich mehrmals that, da hier, so wie in München kein Unglücklicher ihn vergebens anflehte.

Aus dieser königlichen Verlegenheit einen Ausweg suchend, erinnert sich Maximillian Josef seines Kammer-

herrn, des Grafen von Rechberg, der ihn von dem Kellner erlösen sollte.

Seine Majestät sucht mit dem Blick verlegen den Grafen und findet ihn endlich weit unten an der Tafel mit Herrn von Humboldt in eifrigster Konversation.

Graf Rechberg, der sich für sein Geld und auf eigene Rechnung hier befindet, denkt an den König nicht, sondern spricht sehr lebhaft über das große Werk, welches er kürzlich über Rußland herausgab und es fällt ihm gar nicht ein, auf die ängstlichen Blicke und verlegenen Winke seines königlichen Herrn zu achten.

Jahns hartherziger Kellner rührt sich nicht vom Fleck, hält Seiner Majestät den Teller vor und wiederholt zum dritten Male seine Bitte.

Nun durchläuft es wie ein elektrischer Funke die hohe Gesellschaft, ein lautes Gelächter wird gehört, die Scene war auch gar zu drollig, man mußte unwillkürlich an den Ausruf Richard III. denken, welcher modulirt, der Situation vollkommen entsprach:

„Drei Dukaten, drei Dukaten! . . . Mein Königreich für drei Dukaten!"

Nun erhob sich der Prinz Eugen, um den Kellner, der sich jedenfalls als ein besserer Kollekteur, wie als gewandter Hofmann zeigte, zu befriedigen, Kaiser Alexander kam jedoch dem Prinzen zuvor, winkte den Kellner zu sich heran und schüttete laut und herzlich lachend seine Börse auf den Teller aus.

Maximilian Josef, nachdem er seine Befangenheit

überwunden, begann nun auch zu lachen und die köstliche Episode endete unter allgemeiner Heiterkeit.

Hierauf begab man sich in den Ballsaal, wo der Tanz bereits begonnen hatte.

Neuntes Kapitel.

Er zählt die Häupter seiner Liebe und sieh, ihm fehlt Ein theures Haupt.

Der Augarten bot ein Winterbild.

Die nackten, entlaubten Bäume, der erstarrte Boden, der kalte Nordwind, der durch die langen Alleen strich und die dürren Zweige aneinander schlug, wie fleischlose Gebeine eines Todtengerippes und über diesem Allem eine lichte Schneedecke, das war ein Anblick, geeignet das Grün des Sommers lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen.

Umgeben von den Emblemen des Winters lag das hellerleuchtete Palais da, aus dessen Räumen Musik erscholl, dessen hohe Fenster im Kerzenschein erglänzten.

In einer der großen Alleen, welche sich von der Vorderfronte des Palais aus hinziehen, bemerken wir eine in einem Mantel gehüllte Männergestalt, die wahrscheinlich des Frostes halber rasch und in langen Schritten auf und ab geht, dabei aber oft in der Richtung nach dem Garteneingange späht, und dann wieder ihren Gang fortsetzt.

Die Nacht ist völlig hereingebrochen, und das bleiche Schneelicht ausgenommen, ists in den fernen Alleen dunkel und einsam.

Der Gang des Verhüllten wird durch die Ankunft eines zweiten Mannes unterbrochen, der gleich jenem gekleidet und wir möchten fast sagen vermummt war.

„Ah, da bist Du.“

„Ja, mein Herr.“

„Nun, was ist's?“

„Die Anordnungen sind getroffen.“

„Laß hören.“

„Ein geschlossener Wagen hält an der von Ihnen bezeichneten Stelle hart an der Gartenmauer.“

„Ich fand die Leiter bereits herabgelassen.“

„Sie überzeugten sich also, daß ich Ihrer Weisung genau nachkam.“

„Was ist's mit dem Kutscher?“

„Von ihm haben wir nichts zu besorgen, er ist der Sohn jener Alten.“

„Ist die Stube außen hergerichtet?“

„Ich selbst überzeugte mich davon.“

„Auch ich nahm die Gelegenheit am Tage in Augenschein und ich denke, wir haben nichts zu besorgen.“

„Das Häuschen scheint rein für unsern Zweck aufgebaut.“

„Nun weiter, was ist's mit der Alten?“

„Sie befindet sich bereits in der Nähe und wartet nur auf einen günstigen Moment, um an's Werk zu gehen.“

„Hoffst Du, daß es gelingt?“

„Ich möchte schwören, daß ein Mißlingen kaum möglich ist.“

Dieses Gespräch, mehr gelispelt als gesprochen, verstummte endlich ganz und die Männer verloren sich in das Dunkel der Gänge.

Im Ballsaale herrschte indessen ein frohes Durcheinander.

Man vermißte zwar die Lebendigkeit der Redouten, auch die Pracht der Hofbälle fehlte, dagegen machte sich hier eine Mannigfaltigkeit und eine Ungenirtheit bemerkbar, denen man eine interessante Seite nicht ableugnen konnte.

Die Damen aus den vornehmen Kreisen waren diesem Balle untreu geworden, man vermißte sie fast Alle, vielleicht auch mißfielen ihnen die Anordnungen des Kongreß-Kapistrans, der aber zur Unterstützung seiner Kreuzzugspredigten weder fasten noch beten, sondern schmausen und tanzen ließ.

Vornehme Damen gab es also wenig, dafür aber hatte sich eine große Anzahl schlichter Bürgerinnen eingefunden, Mädchen und Frauen, letztere jung und alt, von der mageren Spezereikrämerin angefangen, bis zur wohlbeleibten Frau Metzgerin hinauf, mit zwanzig oder noch mehr Ringen an den fetten Fingern, mit den mächtigen Ohrgehängen und den zahllosen Schnüren kostbarer Kropfperlen.

Aber wären die Jungen, mit ihren hübschen, frischen Gesichtchen, mit ihren anmuthigen Figürchen auch

nur ihrer gewöhnlichen einfachen Toilette treu geblieben, sie hätten die Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, wie in dem geschmacklosen Putz, mit dem sie sich überladen hatten.

Die guten Wienerinnen, statt durch geschmackvolle Einfachheit zu imponiren, überluden sich mit Schmuck, und während sie es einerseits der vornehmen Welt an Pracht nicht gleich thun konnten, büßten sie anderseits die Originalität ihrer natürlichen Erscheinung ein und machten daher wenig oder gar keinen Eindruck.

Dies mochte auch Ursache sein, daß die Souveräne nur sehr kurze Zeit in dem Saale verweilten, mit ihrer Entfernung verließen auch die meisten Gäste des Bankets den Ball, und jene geschniegelten und gebiegelten Schönen, die auf nichts weniger als auf eine Polonaise oder einen Walzer mit einer Hoheit oder Excellenz rechneten, fanden sich bitter enttäuscht und mußten sich mit den Subalternen begnügen.

Wer aber da glaubt, die männlichen oder weiblichen Ballgäste seien durch das zu kurze Verweilen des Kongresses in ihrer guten Laune gestört worden, der kennt die Wiener schlecht; zehn Gulden für ein Billet war damals ein abnormer Preis, man mußte sich dafür schadlos halten, es ward daher auch martialisch, damals nannte man es „kongreßmäßig" getanzt und wir müssen schon jetzt im Vorhinein sagen, daß der Ball die ganze Nacht hindurch währte und daß die Meisten selbst bei Tagesanbruch noch immer nicht an den Aufbruch dachten.

Unten den Ballgästen treffen wir auch Frau Agnes

Bergmann, Pauline, die Zwillinge und Herrn Balthasar Kern.

Der Vogelpädagog tanzte nicht, sondern leistete der Witwe Gesellschaft, er zählte ihr die Namen der vorzüglichsten Gäste vor, er kannte jeden Baron, jeden Ritter und „Herrn von".

Dieses Lieblingsthema beschäftigte ihn so eifrig, daß er an seine zweibeinigen, geflügelten Schüler völlig vergaß, als ob er in seinem Leben keinen Vogel abgerichtet hätte.

Josef dagegen tanzte sehr viel und zwar abwechselnd mit der Schwester und Pauline.

Ach, welch ein Glück, von dem Arm eines geliebten Mädchens umschlungen, von den Tönen einer lebhaften Musik berauscht, dahinfliegen, Herz an Herz, Aug' in Aug' von ihrem süßen Odem angeweht, jeden Pulsschlag der Geliebten fühlend, und die Glut ihrer Seele einschlürfend; wer hat diese Wonnen nicht schon einmal empfunden und wer vermöchte in seinen spätesten Tagen ohne Entzücken an sie zurück zu denken?

Josef war glücklich wie noch nie, und er gestand es auch während des Tanzes.

„Fräulein Pauline," lispelte er ihr zu, „ich fühle heute eine Seligkeit, deren Möglichkeit ich nicht einmal geträumt habe."

„Sie tanzen wohl gerne?"

„Ja, aber nur mit Ihnen."

„Wenn Josefine dies hörte!"

„Sie würde mir auch nicht zürnen, denn sie weiß,

wie sehr ich sie liebe, aber im Tanze mit Ihnen beseelt mich ein ganz anderes Gefühl, ein Gefühl, heißer und wonniger.

Er drückte die Hand seiner Tänzerin und diese erwiederte den Druck und nun durchstürmte es seine Adern wie Lava, die Sinne wurden ihm wirblig und er hielt an in einer Ecke des Saales.

„Ich kann nicht mehr, ich muß mich erholen."

„Gehen wir zur Mutter?"

„O, verweilen Sie nur einen Augenblick."

Pauline blieb gern, recht gern; sie horchte den verworrenen Reden des jungen Menschen, ein Anderer hätte kaum den Sinn dessen, was er sprach, entziffert, denn es ging konfus durcheinander, aber sie verstand ihn, die Liebe braucht ja nicht des Wortes, um sich verständlich zu machen, der Ton der Stimme, der Blick des Auges, ein Roth auf den Wagen verräth mehr, als die längste Rede, darum pochte auch ihr Herz heftiger, darum lauschte sie entzückt den süßen Worten und ihr Auge näßte sich und die Lippen öffneten sich, um leise und schüchtern das süße Liebeswort zu stammeln, das erste, welches je über ihre jungfräulichen Lippen gekommen.

„Bündnisse der Liebe oder der Freundschaft beim Tanze oder beim Spiele geknüpft, sind selten von Dauer," so lautet ein bekanntes Sprüchlein, aber dies Bündniß war nicht erst hier entstanden, die Herzen hatten sich schon früher gefunden und hier gingen nur die Lippen über.

Und als der junge Mensch das süße Geständniß

vernommen hatte, nahm er Paulinens Hand, führte sie an seine brennende Lippen und lispelte:

„Der Himmel weiß es, was ich fühle, ich bin zu verwirrt, um es auszusprechen.

Herr Balthasar, der sich ihnen näherte, machte dem Gespräch ein Ende.

„Ah, Herr von Kern,“ redete ein fremder Herr den Pädagogen an, sind sie auch hier?“

„Ich bin so frei, Herr von Bretton.“

„Wie steht es mit dem Vogel des Herrn von Raily?“

„Er macht bereits die Vorstudien. Doch darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Ich bitte Sie, sprechen Sie.“

„Können Sie mir nicht sagen, warum der König von Würtemberg so plötzlich abgereist ist?“

„Das will ich Ihnen genau und verläßlich erzählen. Unter den zahllosen Zurückforderungen und Entscheidungen, die dem Kongresse vorgelegen, befindet sich ein Promemoria des unmittelbaren deutschen Adels, der sich hier durch Deputirte vertreten läßt, um seine frühere Stellung und seine früheren Rechte zu reklamiren.

„In einer Konferenz, welcher der König von Würtemberg beiwohnte, kam nun diese Angelegenheit zur Sprache und es wurden Stimmen laut, die der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches das Wort redeten.

„Seine Majestät von Würtemberg, von Natur gebieterisch, bezwang sich mit Mühe.“

„Als man aber gar auf Maßregeln zu sprechen kam,

durch welche die Vorrechte der Souveräne beschränkt werden sollten, da riß der Faden der königlichen Geduld und er fuhr heftig von seinem Sitze empor."

„Zum Unglücke fehlte an dem grünen Konferenztische jener runde Ausschnitt, der an jedem Tische, wo er sich niederließ, angebracht sein muß, um seinem Umfange den nöthigen Raum zu geben; der Tisch wurde daher beim Aufspringen des Monarchen mitgerissen und Tisch, Tintenfässer, Streusandbüchsen u. s. w. stürzten unter großem Gepolter auf den Boden."

„Dieser tragi-komische Vorfall vermehrte die üble Laune des Königs, er eilte aus dem Saale in seine Wohnung und verließ noch am nämlichen Abende Wien, nicht ohne seinem Bevollmächtigten die beharrliche Zurückweisung aller Forderungen des Adels einzuschärfen."

„Im „österreichischen Beobachter" hieß es freilich: Seine Majestät der König von Würtemberg hätte gewünscht, inkognito ohne Aufsehen abzureisen, aber die Sache verhält sich dennoch, wie ich sie Ihnen mittheilte."

Herr Kern schien nicht abgeneigt, sich mit seinem Bekannten in eine weitere Unterhaltung einzulassen, allein die herbeieilende Madame Bergmann störte ihn darin.

Wir können nicht fortfahren, ohne nicht einer Scene zu erwähnen, die einige Minuten früher stattfand.

Während Herr Kern mit Bretton sprach, traten Josef und Pauline wieder in den Kreis der Tanzenden.

Josefine saß an der Seite der Witwe, wurde jedoch von einem unbekannten Herrn zum Tanze gebeten und leistete Folge.

Während des Tanzes sagte dieser Herr:

„Mein Fräulein, ich bin der Baron Bellarmin, jene würdige Dame dort unweit vom Eingange ist meine Mutter, welche dringend mit Ihnen zu sprechen wünscht. Sie kennt Ihre und Ihres Bruders Lage und will Ihnen wichtige Mittheilungen in Bezug auf Madame Bergmann machen, bei welcher Sie wohnen. Ich werde in der Nähe meiner Mutter halten, folgen Sie ihr auf einige Minuten. Sie werden uns für die Aufklärungen, die Ihnen meine Mutter geben wird, gewiß dankbar sein, denn sie sind für Sie von äußerster Wichtigkeit.“

Der angebliche Baron Bellarmin so wie die alte Dame seine Mutter waren sehr vornehm gekleidet, und Josefine deren Neugierde ohnedem geweckt war, dachte nicht daran Mißtrauen zu hegen.

Als daher der Tänzer mit ihr hielt, folgte sie der vorangehenden alten Frau, welche den Saal verließ; mit ihnen zugleich entfernte sich ihr Tänzer.

Madame Bergmann unterhielt sich eben mit einer Nachbarin, durchflog dann den Kreis und vermißte Josefine. Sie erhob sich und ging zu Herrn Balthasar, der am oberen Saalende mit Bretton verkehrte.

„Herr Kern, haben Sie Mamsell Josefine nicht gesehen?“

„Nein!“

„Wo mag sie nur sein?“

„Ich will Herrn Josef fragen?“

„Thun Sie es!“

Der Vogel-Pädagog holte den Bruder, acht Augen spähten nach dem Mädchen und fanden es nicht.

Man zerstreute sich, suchte in den Nebengemächern, im Freien vor dem Palais, vergebens, keine Spur von der Verlorenen.

Die Verlegenheit stieg von Augenblick zu Augenblick, Josef durchrannte den Garten nach allen Richtungen, rief laut den Namen seiner Schwester, aber nicht ein Echo nahm sich die Mühe, ihm zu antworten.

Herr Kern schüttelte verwundert den Kopf, und um Frau Bergmann mindestens zu trösten, sagte er: Mir ist nicht bange, daß das Fräulein nicht in einigen Tagen zurückkommen sollte. Ich hatte einmal ein Zeischen, welches mir, ich weiß heutigen Tages noch nicht wie, ausgekommen ist. Ich suchte es vergebens auf allen Dächern bei der ganzen Nachbarschaft. Nach ungefähr acht Tagen pickt es eines Morgens an meinem äußeren Fenster, ich öffne behutsam den einen Flügel und mein Zeischen fliegt mir glücklich wieder zu. Es war freilich ein Bischen zerrupft und zerzaust, allein ich hatte doch meinen Vogel wieder und das war die Hauptsache.

Wir überlassen es der Beurtheilung der Leser, ob dieser Trost geeignet war, eine Beruhigung zu schaffen.

Herr Kern nahm nichts desto weniger die herzlichste Theilnahme und half rufen und suchen, was aber ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Sie ist geraubt, entführt! klagte Josef.

Frau Bergmann gedachte, sich augenblicklich an die Polizei zu wenden; allein Josef, der jedes Aufsehen ver-

meiden wollte mochte, dem nicht beistimmen, er besann sich des jungen Grafen, der seiner Schwester nachgestellt hatte, wenn eine gewaltsame Entführung stattfand, so konnte nur jener der Thäter sein.

Josef wußte, daß Graf Julius Marsan im französischen Gesandschaftshotel wohne.

Er nahm also einen Fiaker und fuhr mit den beiden Frauen und Herr Kern in die Johannesgasse in der inneren Stadt.

Auf seine Erkundigungen, die er im Hotel einzog, erhielt er die Auskunft: Graf Marsan sei bereits am Morgen nach Paris abgereist.

Alle Hoffnungen, welche er auf diese Conjunctur gesetzt hatte, sanken mit Einem Schlage in nichts zusammen.

Josefine blieb spurlos verschwunden.

Zehntes Kapitel.

Der Sohn des Henkers.

In dem Herzen der jungen Griechin war der Gram eingekehrt.

Die Scene auf dem Razumowski'schen Balle hatte sie mächtig ergriffen, was sie dort erfuhr, war so außergewöhnlich, daß sie erst nach Tagen eines erwägenden Gedankens fähig wurde.

Wäre ihr ein Verbrechen des Geliebten entdeckt worden, sie hätte sich schaudernd von ihm gewendet; hätte sie von einer Untreue Kunde erhalten, sie würde ihn zürnend verlassen haben; eine leichtsinnige Handlung von seiner Seite hätte sie grollen gemacht; aber von dem Allen war kein Rede; Achille hatte nichts verbrochen, sich nichts zu Schulden kommen lassen, seine Abkunft allein war das Bleigewicht, das an ihrem Glücke zu zerren begann, die Kluft, die sich zu erweitern drohte, um sie von ihm zu trennen.

Man kann sich von jedem Vorurtheile emancipirt haben, man braucht nicht von den mittelalterlichen „Unehrlichkeits-Ideen“ befangen zu sein, um im ersten Momente bei der unerwarteten Entdeckung, daß der Geliebte, den wir umfassen, der Sohn eines historisch gewordenen Henkers sei, zurück zu schrecken.

Auch bei Theodora war dies der Fall, sie war entsetzt, verwirt, verlorren.

Nach und nach erholte sie sich und begann zu denken, zu erwägen; die Liebe, erschreckt von dem eisigen Hauche, der ihr ganzes Wesen durchwehte, hatte sich gleichsam in das Heiligste ihres Herzens zurückgezogen, begann aber jetzt wieder ihren warmen Odem auszuströmem, ihre belebende Kraft und damit auch ihre Macht geltend zu machen.

Dieser Kampf nun zwischen widerlichem Eindrucke der Vergangenheit und dem heißen Gefühle der Gegenwart, dieses Ringen zwischen Abscheu und Liebe war es, was ihr Gram machte.

Sie erfuhr Achille's Krankheit und ihr Leiden ward

dadurch noch vermehrt, diese Krankheit war ja ein Beweis der Qualen, die auch ihn folterten, auch er litt wegen dieser unseligen Vergangenheit; jetzt erst wußte sie sich seine Schwermuth, seinen Trübsinn zu erklären, das Geheimniß seiner Abkunft lastete auf seiner Seele, er zitterte vor der Entdeckung seines Geheimnisses, weil er für die Zerstörung seines Glückes fürchtete.

Und doch worin lag seine Schuld?

Daß er einen Umstand verschwieg, an dem er unschuldig war. Konnte sie ihn deshalb verdammen?

Die unglückliche Frau suchte nach Erklärungen in der Dunkelheit, welche bis jetzt Achille's Vergangenheit umgab.

Daß er der Sohn Sansons war, daran konnte sie leider nicht zweifeln, den seine Ohnmacht, sein Schweigen, seine jetzige Krankheit zeugten nur zu sehr dafür, allein wie kam er zu dem Namen Marquis Montferon?

Trägt er ihn mit Recht, oder ist auch er einer jener Abenteurer, die unter fremdem Namen die Gesellschaft täuschen, weil sie den eigenen zu scheuen Ursache haben?

Theodora hätte dies beinahe gewünscht.

So eigenthümlich und räthselhaft sind oft die Klippen und Tiefen des menschlichen Herzens.

Teodora liebte Achille und dennoch gab es Augenblicke, wo sie fast wünschte, daß er nicht ganz unschuldig sei, um einen Grund gegen ihn zu haben, um darzuthun, daß kein Vorurtheil, sondern seine Schuld sie trenne.

Ja, es gab solche Augenblicke, aber die Liebe verscheuchte sie, das Herz machte jene spitzfindigen Geisteskundgebungen verstummen und behauptete in so fern den

Platz, daß Theodora beschloß, die Erklärungen Achille's, die nothwendig erfolgen mußten; abzuwarten und dann erst einen entscheidenden Schritt zu thun.

Diese Erklärungen blieben nun nicht lange aus.

Während Achille's Krankheit suchte Theodora täglich Nachricht über ihn zu erhalten, eine Vertraute mußte dies bewerkstelligen, ohne daß der Marquis es erfuhr.

Die Krisis ging glücklich vorüber und Achille befand sich außer Gefahr.

Seine Kraft war jedoch derart gebrochen; daß er nach dem Ausspruch des Arztes Wochen zur Erholung benöthigen würde.

Von dem Momente an, wo Theodora den Marquis außer Gefahr wußte, wurde sie ruhiger, sie sah seiner gänzlichen Genesung entgegen, um endlich in der bedauernswerthen Angelegenheit Licht zu erhalten.

Eines Nachmittags wurde ihr ein Päckchen übergeben, an dessen Aufschrift sie Achille's Schriftzüge erkannte.

Sie fand darin einen Brief und einige Bogen die aber schon seit einiger Zeit beschrieben sein mochten.

Der Brief enthielt Folgendes:

„Gnädige Frau!"

„Ich wage es nicht mehr, Sie mit jener Vertraulichkeit anzusprechen, die Sie mir einzuräumen so gütig waren."

„Ich habe nichts begangen, was mich jener herzlichen Neigung unwürdig machte, welche Sie noch vor Kurzem für mich fühlten, und dennoch, dennoch darf ich Ihnen nicht zürnen, daß Sie sich von mir wenden und

muß den Schmerz tragen, den mir die Trennung von Ihnen bereitet."

„Mein Gewissen ist rein von jeder Schuld, ich habe mir nichts vorzuwerfen; was mich jetzt so unsäglich elend macht, ist keine Strafe oder Vergeltung, sondern eine Fügung des Geschickes, die mit meiner Geburt begann, die ich aber, zur Vernunft gelangt, erkannte und zu ändern suchte."

„Wenn jetzt aber dennoch Folgen über mich hereineinbrechen, so sehe ich darin eine Himmelsfügung, der man sich beugen muß, auch wenn sie uns unverschuldet trifft."

„Beiliegende Bogen enthalten die Geschichte meiner Vergangenheit, ich beschwöre Sie, überwinden Sie Ihren gerechten Widerwillen und lesen Sie diese Bogen, ihr Zweck ist kein anderer als Ihnen die Ueberzeugung meiner Unschuld beizubringen."

„Diese Schrift liegt seit längerer Zeit in meinem Pulte, eine Ahnung sagte mir, daß ich ihrer einst benöthigen würde, jetzt besäße ich nicht die physische Kraft sie zu schreiben, denn ich bin todesmatt, ach, warum mußte ich genesen?"

„Ich kann nicht mehr, leben Sie wohl, gnädige Frau, mögen Sie glücklich sein, denn Sie verdienen es."

„Ich werde zufrieden sein, wenn mir von dem großen Liebesschatze, den zu besitzen ich so glücklich war, ein bischen Bedauern übrig bleibt, welches den Trost meiner ganzen Zukunft bilden wird."

Achille."

Die junge Frau preßte die Thränen, welche hervorzubrechen drohten, zurück, griff rasch, damit der Schmerz sie ja nicht übermanne, nach den beiliegenden Bogen und las Folgendes:

„Die Familie Sanson stammt aus der italienischen Familie Sansoni.

Sie kam ungefähr um das Jahr 1600 mit Maria von Medicis, der zweiten Gemalin Heinrich VI. von Florenz nach Paris.

Seit ungefähr zwei Jahrhunderten erbte sich in dieser Familie das schreckliche Gewerbe des Henkers vom Vater auf den Sohn fort, schon zur Zeit Ludwigs XIII. war es ein Sanson, der die Opfer der blutigen Politik des Herzogs von Richelieu vom Leben zum Tode brachte.

Der Name Sanson wäre indessen wahrscheinlich in seiner grausigen Dunkelheit erloschen und hätte einem anderen Platz gemacht, würde nicht die Revolution ihn in den Vordergrund gezerrt und auf einem Leichenberge geopferter Bürger zur traurigen Berühmtheit emporgehoben haben.

Charles Henri Sanson, der Ludwig XVI. enthauptete, war mein Vater, ich zählte damals ungefähr sieben Jahre.

Meine Mutter war die einzige Tochter eines reichen Pariser Kaufherrn, d'Aubigny war sein Name.

Ungefähr um das Jahr 1784 lernte sie meinen Vater kennen, ohne von seinem schrecklichen Gewerbe und von dem Umstande, daß er bereits vermält sei, Kenntniß zu haben.

Meine unglückliche Mutter stand unter dem Einflusse der Sitten und der Leichtfertigkeiten, welche sich in Paris in den letzten Jahren vor der Revolution besonders bemerkbar machten.

Es wäre ungerecht, sie anzuklagen, woher soll ein schwaches Mädchen, dessen Erziehung nicht besser und nicht schlechter war, als die aller Fräuleins jener Zeit, woher sollte sie die Kraft und die Selbstüberwindung nehmen, sich über die Fehler ihrer Zeit zu erheben?

Marie d'Aubigny und Charles Henri, unter diesem Namen lernte sie meinen Vater kennen, trafen sich oft, anfangs, weil er sie suchte, später, weil sie ihn erwartete; das zarte Verhältniß wurde so geheim als möglich gehalten, dies lag in beider Interresse, Maria fürchtete die Strenge ihres Vaters, Charles Henri scheute Entdeckungen, die den Frieden seines Hauses und das Glück seiner Liebe gestört haben würden.

Die Liebenden fanden sich stets an einem dritten Orte zusammen; und die Eltern meiner Mutter hatten von dem Verhältnisse ihres Kindes keine Ahnung, als es plötzlich durch jene traurigen Folgen entdeckt wurde, welche mir später das Leben gaben.

Diese Entdeckung führte zu einem schrecklichen Konflikte zwischen meiner Mutter und ihrem Vater, der damit endete, daß meine Mutter verstoßen wurde und das väterliche Haus verlassen mußte.

Ihr Geliebter hing jetzt mit um so größerer Anhänglichkeit an ihr, er sorgte für sie, damit sie, an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, ja keinen Mangel

leide, und so nahte der Zeitpunkt heran, wo ich das Licht der Welt erblicken sollte.

Meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben, die Arme büßte ihren Fehltritt schwer, sicherlich trug der geheime Gram über die Verstoßung aus dem väterlichen Hause sehr viel zu ihrem Tode bei, er war es, der ihre Kräfte so schnell untergrub und sie da fehlen ließ, wo sie später nothwendig gewesen wären.

Eine Gnade ließ ihr der Himmel doch angedeihen, sie starb ohne die Geheimnisse meines Vaters zu erfahren, sie hielt ihn für den Sohn eines Marquis, den Familienverhältnisse zwangen, seine Liebe zu verheimlichen, der also seine ganze Hoffnung auf die Zukunft setzen mußte.

Nach dem Tode meiner Mutter brachte mich mein Vater zu einer alten Frau, unter deren Obhut ich heranwuchs.

Ich entsinne mich als der ersten bleibenden Eindrücke in der Seele eines Kindes der Zärtlichkeit, mit welcher mich Mutter Suzon behandelte, und der Bemerkung, die ich täglich einige Male zu hören bekam: „Du mußt gut und fromm werden, Achille, denn Du hast viel zu sühnen!"

Ich begriff diese Rede nicht, kümmerte mich auch nicht darum, sondern freute mich auf den Besuch eines stattlichen Herrn, der wöchentlich einige Male zu uns kam, und zwar immer des Abends, mich jederzeit herzte und küßte, mir Naschwerk und Spielereien brachte, mich auf seinem Knie schaukelte und „sein liebes Kind" und den ich „lieber Vater" nannte.

Dieser Mann war Charles Henri Sanson.

Die Revolution brach aus, Mutter Suzon betete für das Wohl des Königs und ich mußte mitbeten.

„Bete, so oft Du kannst, Achille,“ schluchzte sie, „denn Du hast viel zu sühnen.“

„Ich habe ja nichts Böses gethan, Mütterchen!“

„Du nicht, mein Kind, das ist wahr; aber die Mißsethaten der Eltern werden gestraft bis in das siebente Glied.“

Mutter Suzon überwachte mich jetzt sorgfältiger als früher, denn während der Aufstände in den Straßen hätte mir leichter Böses zustoßen können, dabei schärfte sie mir täglich ein, ja keiner der Hinrichtungen beizuwohnen, die damals ihren Anfang nahmen.

Eines Abends kam mein Vater wieder zu uns, traurig, niedergeschlagen und todtenbleich.

Selbst mir, dem Kinde fiel es auf, ich nahm die mitgebrachten kleinen Geschenke und freute mich nicht wie gewöhnlich, sondern setzte mich traurig auf einen Schemmel zu seinen Füßen.

Jener Abend verging düster und langsam, der Vater sprach anhaltend mit Mutter Suzon aber leise, daß ich es nicht hören konnte, erst bevor er ging, nahm er mich mit einiger Heftigkeit in seine Arme und küßte und herzte mich.

Am andern Tage mußte ich mit Mutter Suzon den Tag hindurch beten und zwar wie sie mir sagte, für das ewige Wohl des Königs.

Dieser Tag war der 21. Jänner 1793.

Mehrere Wochen verstrichen, der Vater kam nicht, ich bestürmte die Mutter Suzon mit bangen Fragen, ich weinte, ich klagte, endlich erfuhr ich, er sei krank.

Eines Abends kam ein Wagen, Mutter Suzon und ich bestiegen ihn und auf die Frage: „Wohin wir fahren?“ antwortete sie mir: „Zum Vater!“

Meine Freude darüber war sehr groß, wir fuhren in der That zu Sanson, den die Gefahr seiner Krankheit, die Liebe zu mir so wie der Wunsch, mich nicht schutz- und obdachlos zurückzulassen, den unseligen Entschluß fassen ließen, mich seiner legitimen Familie einzuverleiben.

Es ist bekannt, daß der Gram über den Tod Ludwigs XVI. an dem Leben Sansons zehrte und daß er schon sechs Monate darauf starb.

In seinem Testamente traf er die Anordnung, daß alljährlich am 21. Jänner auf seine Kosten vom Pfarrer der St. Laurentiuskirche eine Versöhnungsmesse für die Manen Ludwigs und für den Seelenfrieden seines Henkers abgehalten werde.

Henri Sanson, mein ältester Halbbruder, war es, dem mich mein Vater übergab, und der geloben mußte, mich nie zu verlassen.

Henri war derjenige, der nach des Vaters Tode das Amt des Henkers von Paris versah, unter seinen Händen bluteten die Tausende Opfer der Revolution, und er schauete diese Gräuel, ohne nur einen Funken jenes Gefühls zu verrathen, welches unser Vater trotz seines traurigen Handwerks besaß.

Das Gewerbe meiner Familie konnte mir nicht lange

verborgen bleiben; von dem Momente an, als ich es erfuhr, erfaßte mich ein Abscheu gegen die ganze Familie, den ich nimmer verbergen konnte und der mir auch den Groll meiner Verwandten zuzog.

Ich war erst sieben Jahre alt, besaß jedoch Verstand genug, um die moralische Acht zu fühlen, die sich von allen Seiten bemerkbar machte.

Ich begann mich zu isoliren, ich möchte fast sagen, ich schämte mich schon damals meiner Abstammung; daß dies meinen Bruder sehr verdroß und ich deshalb viel zu leiden hatte, versteht sich von selbst.

Charlotte Corday, eine Urenkelin des großen Corneille, war aus der Normandie gekommen; sie die züchtige, herrliche Jungfrau stieg muthig in die Höhle des Tiegers Marat hinab, stieß dem im Bade Sitzenden den Dolch in die Brust und ließ sich standhaft mit engelgleicher Resignation zum Tode verurtheilen.

Diese Hinrichtung war es, welche mein Bruder ausersehen hatte, mich mit den Gräueln seines schrecklichen Gewerbes näher bekannt zu machen, und mir gleichsam die Bluttaufe desselben aufzuprägen.

Er befahl mir, ihm zu folgen.

Wir fuhren auf den Richtplatz und hielten am Schaffot.

Mein jugendliches Herz schlug fast hörbar, eine namenlose Angst bemeisterte sich meiner, ein fürchterliches Gewitter tobte über unsern Häuptern und ein heftiger Regen strömte auf die Tausende der Zuschauer herab, welche den Platz füllten.

Als Charlotte in einem blutrothen Armensünderge-

wande die Stufen der Guillotine heranstieg, da war sie schöner als je, und mir war es, als nahe ein Engel des Himmels, der dieser Erde gar nicht mehr angehörte.

Ich zitterte, ich hätte gerne aufgeschrien, aber ich fürchtete mich, ich weiß nicht, was mit mir vorging, ein Bild jedoch, welches mir viele Jahre später in die Hände kam, setzte mich von dem weiteren Verlaufe jener schrecklichen Scene in Kenntniß.

Mein herzloser Bruder hatte mir den blutigen Kopf der Gemordeten in die Hände gegeben, damit ich ihn im Triumphe dem rasenden Pöbel zeige, was — wie ich in gleichzeitigen Berichten las — einen Beifallsjubel der entmenschten Barbaren zur Folge hatte.

Die Entsetzen dieser Hinrichtung trieben mich schon am folgenden Tage aus dem Hause meiner Verwandten.

Ich floh aus Paris, aus Frankreich; da ich bisher stets den Familiennamen meiner Mutter trug, so behielt ich ihn auch ferner, und Niemand ahnte, daß Achille Aubigny der Sohn des verstorbenen Henkers sei.

Gleich in den ersten Tagen meiner Flucht traf ich einen Reisenden, den ich damals für einen Franzosen hielt, er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, forschte mich aus und bot mir einen Platz in seinem Wagen an.

Er war es, der mich glücklich über die Landesgrenze bis in die Schweiz brachte.

Genf wimmelte von Emigrirten; mein Beschützer, er nannte sich damals Julien Michaud, verstand es, sich in mein Vertrauen zu schleichen und erfuhr

von mir ohne Schwierigkeit den Namen meines wirklichen Vaters.

Diese Entdeckung veranlaßte ihn warscheinlich, sich meiner zu entledigen und er empfahl mich einem alten Marquis, der mich in sein Haus aufnahm.

Ich galt für eine elternlose Waise, deren Anverwandte Opfer der Revolution geworden.

Der Marquis hatte keine Familie und nur ein geringes Vermögen; ich wuchs in seinem Hause auf, er gewann mich von Tag zu Tag lieber, gewöhnte sich an meine Gesellschaft und sah mich wie sein eigenes Kind an.

Ich pflegte und wartete ihn, ich diente ihm als Vorleser zu Hause und als Stütze auf seinen Spaziergängen, er nannte mich seinen Sohn und ich mußte ihn Papa nennen.

Der würdige Greis besaß kein Vermögen, um es mir zu hinterlassen, aber er gab mir etwas, was größeren Werth für mich hatte, er adoptirte mich an Kindesstatt und ihm verdanke ich den Namen Marquis A c h i l l e M o n t f e r o n. Ich trage also diesen Namen mit Recht, ich habe mir ihn erworben durch die kindliche Liebe und treue Pflege, die ich einem einsamen Greise widmete, der in mir die Stütze und die Erheiterung seiner alten Tage fand.

Nach seinem Tode kehrte ich nach Frankreich zurück.

Bonaparte hatte die Revolution gebändiget und an deren Stelle fand ich bereits das Kaiserreich.

Niemand wußte, daß Marquis Achille Montferon und der ehemalige Knabe Achille d'Aubigny eine und dieselbe Person seien, noch weniger konnte man ahnen, daß er es

sei, der einst dem Pöbel das blutige Haupt Charlotte Corday's gezeigt habe.

Mein Geheimniß war also geborgen, nur jener Reisende Julien Michaud konnte es wissen, denn mehrere Jahre, nachdem er mich dem Marquis Montferon übergeben hatte, kam er wieder durch Genf und der Marquis vertraute ihm an, daß er mich adoptiren werde.

„Dieser Julien Michaud ist derselbe Mann, der jetzt den Namen Raily trägt....“

Hier endete das Manuskript.

Eilftes Kapitel.

Am Sylvesterabende.

Das neue Jahr stand vor der Thüre, der Sylvesterabend machte eine frostige Miene, man hätte beinahe meinen sollen, das eben verrinnende Jahr sei mit den Thaten des Kongresses unzufrieden und zeige sich nun bei seinem Scheiden mürrisch und unfreundlich.

Die Zeit, wo der hohen Versammlung nur leichtfertige Spötter gegenüberstanden, war in der That schon vorüber, denn zu diesen leichten Tirailleurs hatte sich nun auch das schwere Geschütz der ernsten Tadler gesellt.

Im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, wurde die Eröffnung des Kongresses wegen der Parlamentsver-

hältnisse Englands auf den 1. Oktober verschoben, am achten jenes Monates erschien jedoch in den Zeitungen eine Erklärung, wonach der Beginn der Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde.

An diesem Tage kam indessen eine neue Erklärung in welcher statt des Beginnes der Verhandlungen erst die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündiget wurde.

Diese Schwierigkeiten des Anfanges mehrten sich vom Beginn der Verhandlungen an.

Die Frage in Bezug des Besitzstandes der Großmächte, welche doch die Grundlage aller künftigen Beschlüsse bilden mußte, zeigte schon Trennungslinien, welche durch intriguante Einwirkungen sich leicht bis zum Zweispalt erweitern konnten.

So viele Mühe man sich auch gab, die anfängliche Stockung, so wie die späteren Mißhelligkeiten vor den Augen der Zuschauer zu verbergen, es gelang doch nicht.

Die scharfsichtigen Blicke unbefangener Geister, die wie Herolde auf den Zinnen der Zeit Wache hielten und wenn es Noth that, in die papierne Trommete stießen, diese schauten auch durch den Schimmer und Glanz der Feste hindurch und verkündeten die Umdunkelung des Horizonts, die Mißhelligkeiten im Innern des Kongresses und in noch weiterer Ferne sogar bewaffnete Massen, die wie zum neuen Kriege gesammelt wurden.

Herr von Talleyrand — the restless demon, wie ihn Castlereagh nannte — hatte schlau damit begonnen, die Einigkeit der Großmächte in den Grund zu bohren.

Alexanders Lieblingsgedanke, die Bildung eines Kö-

nigreiches Polen unter russischem Scepter, so wie Preußens Gelüste nach dem Besitze Sachsens boten ihm die schicklichste Gelegenheit hiezu; den Kaiser von Rußland verdroß nichts so sehr, als seine Plane gerade durch den Repräsentanten der Bourbons gekreuzt zu sehen, zu deren Restauration er so viel beigetragen hatte.

„Herr von Talleyrand,“ rief er entzürnt aus, „spielt hier den Minister Ludwig XIV.“

England schien anfangs den Forderungen Preußens und Rußlands günstig zu sein, schloß sich jedoch bald an Frankreich und Oesterreich an.

Kaiser Alexander nahm keinen Anstand, Lord Castlereagh zu sagen, daß es nur des Rufes bedürfe, und acht Millionen Polen würden sich erheben, um die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu behaupten, und in der That drang bereits aus Polen die Kunde herüber von Truppenkonzentrirungen unter dem Oberfehle des Großfürsten Constantin.

Der langsame Gang der Verhandlungen und die bisherige Resultatlosigkeit beunruhigten Niemand mehr als Lord Castlereagh.

Die Eröffnung des Parlaments stand in den ersten Monaten des neuen Jahres bevor, und der englische Premier war bemüßiget, dem Parlamente etwas von den Thaten des Kongresses zu verkünden; bis zu seiner Abreise mußten also Beschlüsse gefaßt werden, um die Ungeduld derjenigen zu befriedigen, durch deren Guineen man Napoleon überwunden hatte.

Man fühlte es allgemein, daß es zu Beschlüssen kommen müsse, aber wo so großartige Interessen auf dem

Spiele stehen, ist Bedenklichkeit eher ein Vorzug als ein Fehler, man dachte wohl an Mißhelligkeiten, aber Niemand glaubte an die Störung des Friedens.

Da plötzlich erschien eine am 11. Dezember in Warschau bereits öffentliche Proklamation des Großfürsten Constantin, welche, wenn auch nicht aus heiterem, so doch aus einem nichts weniger als stürmischen Himmel wie ein Blitzstrahl herabfuhr.

Die Proklamation lautete wie folgt:

„An die polnische Armee!

Se. Majestät der Kaiser Alexander, Euer mächtiger Beschützer, läßt an Euch diesen Aufruf ergehen. Versammelt Euch um Euere Fahnen, bewaffnet Euch zur Vertheidigung Eueres Vaterlandes und zur Aufrechterhaltung Euerer Existenz.

Während der erhabene Monarch die glückliche Zukunft Eueres Landes vorbereitet, zeigt Euch bereit, seine edlen Absichten mit Euerem Blute zu unterstützen. Dieselben Generale, welche Euch seit zwanzig Jahren den Weg des Ruhmes geführt, werden Euch auf demselben zurückzuleiten wissen.

Der Kaiser schätzt Euere Tapferkeit. Mitten unter den Unfällen eines unglücklichen Krieges sah er, wie Euere Ehre, Ereignisse, die nicht von Euch abhingen, überlebt hat.

Ihr habt Euch durch große Waffenthaten in einem Kampfe ausgezeichnet, dessen Ursache Euch fremd war: jetzt, da Ihr Euere Kräfte nur dem Vaterlande widmen sollt, werdet Ihr unüberwindlich sein.

Soldaten und Krieger aus allen Waffengattungen; gebt zuerst das Beispiel aller Tugenden, welche bei Eueren Mitbürgern herrschen sollen.

Unbegrenzte Ergebenheit für den Kaiser, der nur das Wohl Eueres Vaterlandes will, Liebe zu seiner erhabenen Person, Gehorsam, Disciplin, Eintracht — das sind die Mittel, welche das Wohl Eueres Landes, das sich unter dem Schutze des Kaisers befindet, sichern werden. Durch sie werdet Ihr die glückliche Stellung erlangen, welche Andere Euch nicht versprechen können, die aber er allein Euch zu verschaffen vermag.

Seine Macht und seine Tugenden sind Euch Bürgen dafür."

In dieser Proklamation war der höchsten Entscheidung des Kongresses vorgegriffen, der Großfürst erklärte darin den Czar zum Schutzherrn Polens.

Was sollte, diese Kriegsdrohung, dieser Aufruf zu den Waffen bedeuten, wo Europa in Wien an der Befestigung des Friedens arbeitete?

Diese Proklamation befremdete, die moskowitische Aufwallung verfehlte nicht auf den Kongreß Eindruck zu machen, und die Rückwirkung blieb nicht aus, England, Oesterreich und Frankreich traten in eine geheime Koalition zusammen, die ihren Ausdruck in einem schriftlichen Vertrage fand; der Proklamation vom 11. Dezember wurde der Vertrag vom 10. Jänner entgegengestellt.

Unter solchen trüben Auspicien war es kein Wunder, wenn eine Unruhe in den Gemüthern Platz griff, und man für den Monat Jänner bereits angekündigten neun-

zehn offiziellen Festen — von den Privat-Festivitäten schweigt die Chronik — nicht mehr mit jener Freude und Sorglosigkeit, wie es zu Anfang des Kongresses der Fall war, entgegensah.

Unter den Salons, welche während des Kongresses die Wiener Gesellschaft vertraten, gehörte auch jener der Gräfin Julie Zichy.

So wie die Politik hatten auch die Salons ihre Diplomatie, als Bevollmächtigte dieser Diplomatie galten für Frankreich die Gräfin Edmund von Perigord, für England Lady Emilie Castlereagh, für Preußen die Fürstin von Thurn und Taxis, für Dänemark die Gräfin Bernstorff, für Rußland die Fürstin Bragation und für Oesterreich die Fürstinnen von Esterhazy, Colloredo, Fürstenberg, Lichtenstein, dann die Gräfinnen Zichy, Fuchs u. s. w.

Jeder dieser Salons hatte seine Nuancen, Eigenthümlichkeiten und nationalen Schattirungen, es war zum Beispiel bekannt, daß bei der Fürstin von Fürstenberg, berühmt durch ihre Kenntnisse und einem energischen Charakter, wo die Souveräne so gerne sich einfanden, die ernste Strenge bei der Gräfin Fuchs die Ungezwungenheit, bei Liechtenstein die Munterkeit und bei der Gräfin Zichy die Herzlichkeit das Scepter führte.

Die Gräfin dem Hause Festetics entsprossen, vereinte den reinsten Adel der Weiblichkeit mit der größten Schönheit, die ganze Fülle der Weltbildung mit der Unschuld der Tugend.

Man brauchte sie nur anzusehen und man war von

dem weitverbreiteten Rufe ihrer inneren Vortrefflichkeit überzeugt.

Wer hätte an diesem Sylvesterabende die Vorhersagung gewagt, daß dieses schöne herrliche Leben in voller Jugendblüte brechen würde und die Erde so bald um einen Engel ärmer sein sollte?

An diesem Abende waren die Souveräne und Minister bei der Gräfin zu Gast und ein Ball sollte das alte mit dem neuen Jahre verbinden.

Man harrte der Ankunft der Souveräne mit Ungeduld entgegen, und siehe da, sie erscheinen miteinander, freundschaftlich, brüderlich.

Man studirte ihre Blicke, man suchte in den geheimsten Falten ihrer Seelen zu lesen; aber was man wahrnahm, deutete auf den tiefsten Frieden, der Ausdruck des Vergnügens strahlte aus den kaiserlichen und königlichen Augen, ihre Einigkeit schien ungestört, die Proklamation vom 11. Dezember schien eben so wenig zu existiren, wie die Intention zum Vertrage vom 10. Jänner.

Um die Souveräne herum waren versammelt die Prinzen, dann die Fürsten Metternich, Schwarzenberg, Starhemberg, Lobkowitz, Zinzendorf, Rosenberg u. s. w.

Kaiser Alexander tanzte, wie fast immer, an der Spitze der Kolonne und zwar heute mit der Gräfin Paar eine Dame ausgezeichnet durch ihre Reize und die Feinheit ihres Geistes.

Wer manche diplomatische Stirn genauer beobachtet hätte, würde freilich wolkenähnliche Züge über die gequälten Stirnen dahinfliegen gesehen haben, aber flüchtig

und schnell ungefähr wie heut zu Tage ein Train über die Bahn jagt und da ist — und verschwindet; aber man hatte nur Augen für die Herrscher, glänzten diese Sonnen rein, so fürchtete man kein Wetter.

Doch halt, was ist das?

Wer sind jene beiden seltsamen Wesen, die dort seitwärts sitzen, und wie Zeiger einer kabalistischen Uhr die Düsterkeit der Zukunft zu weisen scheinen?

Er ein junger Mann, dessen Augen mit einer schwarzen Binde bedeckt, sie eine junge Dame, deren Züge durch einen dichten Schleier verhüllt sind.

Sie sitzen zurückgezogen in einem Winkel des Salons und verrathen mehr Interesse für die Musik wie für den Tanz.

In der Geschichte dieses Paares hat das Schicksal bewiesen, daß es mehr zu leisten vermag, wie der fantasiereichste Dichter.

Graf Theodor Hardik und Fräulein Konstanze Amady waren von ihren vornehmen, angesehenen Eltern für einander bestimmt; die Schlösser der Familien lagen benachbart und die jungen Herzen durch eine gemeinschaftliche Vorliebe für Musik einander noch näher gebracht, liebten sich herzlich und innig.

Beide waren schön jung und reich, das reinste Glück lächelte sie an.

Graf Theodor zog auf den Wunsch seines Vaters in den Krieg und feierte am Abende vor seiner Abreise die Verlobung mit Konstanze.

Während des Feldzuges wurde die Braut daheim

von bösartigen Pocken befallen, die Kunst der Aerzte rettete ihr zwar das Leben, allein ihre Schönheit war dahin, und als sie genesen, das erste Mal in den Spiegel sah, ergriff Verzweiflung ihr Herz, denn sie war überzeugt, daß Theodor sie nicht mehr lieben könne.

Von Kummer und Gram verzehrt sah sie der Rückkunft des Verlobten entgegen.

Eines Morgens kam ein Diener und meldete das Eintreffen Theodors.

Dieser auf dem Fuße ihm nachfolgend, rief schon an der Thüre:

„Konstanze, wo bist Du?“

Die Unglückliche bedeckte ihr Antlitz mit dem Tuche und ruft:

„O, komm mir nicht nahe, ich bin häßlich, meine Schönheit ist verloren, was ich Dir bieten kann, ist nur noch mein Herz.“

„Aber Konstanze, ich bitte Dich, sieh mich Unglücklichen doch nur an?“

Sie erhebt das Auge, ihr Verlobter war blind, eine vorüberstreifende Kugel hatte ihn des Gesichtes beraubt.

Das Fräulein jauchzte auf.

„Nun,“ rief sie, „kannst Du mich lieben wie früher, ich werde Dir ersetzen, was Du verlorst, ich werde Deine Führerin sein, das Licht Deines Lebens!

Die Vermälung wurde gefeiert und seit damals ist die Gräfin nicht von der Seite ihres Gatten gewichen, sie umgibt ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten, ihre Liebe wurde der Stern seines Lebens.

Sie ging stets verschleiert, nicht weil die Eigenliebe sie veranlaßte, ihre entstellten Züge zu verbergen, sondern weil sie fürchtete, daß etwaige Bemerkungen über den Verlust ihrer Schönheit das Herz des Gatten trüben könnten.

Die Anwesenheit der jungen Gatten war auf dem Kongresse ein zu gewohnter, als daß er eine verdüsternde Stimmung hätte hervorrufen sollen, der Tanz und die Unterhaltung währten also ungestört fort.

Plötzlich hielt die Musik inne, Alles sieht nach dem Orchester, um die Ursache des unerwarteten Schweigens zu erfahren, da vernimmt man die Glockenschläge einer Uhr, sie verkünden die zwölfte Stunde, es war der Moment, wo das alte Jahr schied und das neue eintrat.

Da näherte sich die Gräfin Zichy dem Kaiser Alexander und sprach mit der Wärme einer Mutter, die für ihr Liebstes fleht:

„Ich fühle mich glücklich, die Erste zu sein, einem so großen Monarchen Wünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Ew. Majestät, die Fürsprecherin ganz Europa's zu sein, für die Aufrechthaltung des Friedens und für die Einigkeit der Völker!“

Diese Versammlung, diese Bitte in diesem Augenblicke, die Autorität, an welche sie gerichtet war, Alles trug dazu bei, der Scene einen historischen Charakter zu verleihen.

Ein ungeheuerer Kreis umgab den Fürsten und die reizende Bittstellerin, wahrhaftig, Europa konnte keine herrlichere, keine würdigere Fürsprecherin finden.

Alles horchte gespannt der Antwort des Czars, sie erfolgte gleich.

Solche Wünsche aus solchem Munde konnten nur gut aufgenommen werden.

Alexander lächelte mild und gnädig und erwiederte:

Alle meine Hoffnungen, all' mein Streben gelten diesem Ziele, um den Frieden zu befestigen, wird mir kein Opfer zu theuer, ich erkenne, das Friede das erste Bedürfniß der Menschheit ist!

Die anwesenden Damen brachen in ein männliches „Hurrah" aus und die ganze Gesellschaft stimmte in den Freudenruf ein.

Der Fürst nahm die Huldigung mit jener feinen Grazie auf, die ihm so sehr zu Gebote stand.

Seit damals sind 39 Jahre verstrichen, und so wie damals geht auch jetzt ein Jahr auf die Neige *), so wie damals durchzieht auch heute eine düstere Ahnung die Gemüther, und so wie damals bebt man auch heute für den Frieden Europa's, wo aber ist eine Gräfin Zichy, die vor den Erben Alexanders hintrete und spräche: „Sire, erlauben Sie mir, die Fürsprecherin Europa's für die Erhaltung des allgemeinen Friedens zu sein?"

Das Orchester nahm die unterbrochene Musik wieder auf und der Tanz begann abermals, doch nicht lange mehr währte der Ball, in den Vorzimmern wurde es unruhig, von der Straße herauf hörte man Wagen rasseln, das Gehen und Kommen erregt Aufmerksamkeit, plötzlich dringt ein Ruf bis in den Salon.

*) Geschrieben zu Ende 1853.

„Feuer, Feuer!“

Die Musik verstummt, allgemeines Erschrecken.

Der Friedensversicherung Alexanders folgt die schreckliche Kunde:

„Das Palais des Rasumowsky steht in lichten Flammen!“

Zwölftes Kapitel.

Sic transit gloria mundi.

Die verzehrende Brunst hätte nicht leicht ein würdigeres Opfer erkiesen können, um den Spruch des Dichters, wie die Elemente die Gebilde der Menschenhand hassen, zu rechtfertigen.

Der Werth von Millionen, eine zwanzigjährige Arbeit sollte in wenigen Stunden zu Grunde gehen!

Der Neujahrsabend war vom Fürsten Rasumowsky zu einem großartigen Feste bestimmt, die Zuckerbäckerei, schon mehrere Tage vorher in Thätigkeit, ließ Tag und Nacht das Feuer nicht erlöschen, wodurch eine jener eisernen Röhren erglühte, welche zu der im ganzen Palais durchgeführten Luftheizung gehörten, eine neue Heizmethode, die damals eben aus Frankreich herüber kam, und sich in Wien Eingang verschaffte.

Die Röhre entzündete Balken und so nagte der Feuerwurm schon seit zwei Tagen in den Eingeweiden des

Opfers, während die Tapezierer es mit Prunkdecken, die Gärtner mit Blumen schmückten.

Das erste Anzeichen der Brunst war ein Rauch, der in der Brandnacht aus den Poren des Fußbodens herausdrang und die Bewohner stutzen machte.

Diese erste Wahrnehmung wurde durch eine zweite vermehrt, man untersuchte das Getäfel und fand es heiß, so erwärmt sich die Wange des Menschen, wenn das Blut in seinen Adern glühend geworden.

Nun galt es der Quelle des Feuers nachzuspüren, man wollte den Ausbruch verhindern, die Unvorsichtigkeit verhehlen, mit einem Worte, das Geschehniß sollte vertuscht werden.

Wer hat es aber nicht schon erlebt, daß bei allen ungeahnten, unvorhergesehenen Fällen, wo man von einem Ereignisse überrascht wird, jederzeit das geschieht, was nicht geschehen sollte und man das zu thun unterläßt, was das Nothwendigste wäre?

So auch hier!

Statt die Glut zu ersticken, machte man ihr Luft, die Folge war eine rapide.

Die Zugluft, gleich dem ersten Athmen des neugebornen Kindes, welches sein thierisches Leben erst ganz zum Ausbruch kommen läßt, trat kaum hinzu, so loderte auch schon das kostbare mit Wachs, Oel und Harz getränkte Getäfel in helle Flammen auf, Draperien, Vorhänge, Tapeten wurden zu eben so vielen Feuerleitern und die Flamme fand eine blitzschnelle Verbreitung.

Nun war an ein Vertuschen nicht mehr zu denken,

Verwirrung, Lärm, Getöse im ganzen Palast, das Losungswort: „Retten, was zu retten ist!" hallt durch alle Räume.

Ein erstickender Qualm breitet sich wie eine undurchdringliche Wolke durch alle Gemächer und Säle.

Der Fürst, der Fürst! schreit eine Stimme.

Rettet den Fürsten! ruft eine andere.

Der Kammerdiener stürzt in das Kabinet seines Gebieters, der kränkelnd, schwach und fast betäubt da lag; noch zu rechter Zeit gelingt es jenem, den Fürsten der Gefahr des Erstickens zu entreißen; er trägt ihn hinab in den Garten, wo er auf einer etwas erhöhten Stelle in Zobelpelze gehüllt, Zeuge des verheerenden Schauspieles ist.

Die Flammen schlagen bereits zu den Fenstern heraus, da dröhnt das Feuerzeichen von den Thürmen Wiens, Trommeln wirbeln durch die Straßen, Reiter der Feuerpikets sprengen über das Pflaster, aufgeschreckte Bürger strömen nach der Landstraße und Wasserwagen und Spritzen jagen im Carriere nach der Brandstätte.

Bald daraf ziehen Pioniere, Infanteriebataillone im Geschwindschritt über das Glacis und die Polizei zu Fuß und zu Pferd eilt demselben Ziele zu.

Mittlerweile greift der Brand immer weiter um sich, jetzt schlägt ein Rauch- und Flammenwirbel durch das schneebedeckte Dach, ein lebhafter Wind facht die Lohe an, der Schnee schmilzt, das Kupferdach fängt zu glühen an, Explosionen jagen brennende Balken in die Luft und das Dach des dem Garten zugekehrten Palaistheils steht in hellen Flammen.

Unten Lärmen, Schreien, Kommandiren, oben die riesige Fackel, welche ihren blutrothen Schein über den Strom wirft und die Baumleichen des Praters mit einem gespenstischen Lichthauche anweht.

In den brennenden Gemächern versucht es die Dienerschaft den Flammen zu trotzen, um was möglich zu retten.

Bücher, Kronleuchter Alabastervasen, Antiken, Gemälde, Uhren werden hinabgeschleudert.

Zwei Flügel und ein Orgelklavier fliegen durch die Fenster, um unten zu zertrümmern, in Wasserlachen zu versinken und dann vom Pöbel scherbenweise verschleppt zu werden.

Seltenheiten der Kunst, Hunderttausende im Werthe, gehen zu Grunde; jener herrliche Saal, den die Meisterwerke Canova's zierten, stürzt unter dem Falle seiner Decke unter einem fürchterlichen Gekrache zusammen und ein aufsprühender Feuerregen ist das letzte Aufleuchten seiner Herrlichkeit.

Unten im Parke dieselbe Zerstörung.

Die reiche Umfassung ist niedergeworfen, Pionniere säbeln die seltenen Gesträuche und Anlagen nieder, um den Löschmaschinen Zutritt zu verschaffen; Berittene sprengen umher, um Haufen von Neugierigen zu den Spritzen zu treiben; das Gedränge nimmt zu, denn die Löschmannschaften mehren sich, neue Wagen und Truppen kommen heran, Platzoffiziere, Generale, Kongreßgäste nahen zu Pferde, das Getümmel vergrößert sich von Moment zu Moment, es wimmelt von Federbüschen, Helmen Bajo-

neten, mitten hervor schießen die nach der Brunst gerichteten Wasserstrahlen.

Die Anstrengung ist außerordentlich, dennoch gelangt man bald zur Ueberzeugung, daß an eine Rettung dieses Schloßflügels nicht zu denken sei, daß man ihn seinem traurigen Schicksale überlassen müsse, um statt dessen die noch nicht von den Flammen ergriffene Umgebung zu schützen.

Den Lärm übertönend vernimmt man auf einmal einen Schrei des Erstaunens, den Tausende von Kehlen zu gleicher Zeit ausstoßen.

Hoch oben auf der schwindelnden Höhe des glühenden Dachfirstes erscheinen zwei Schornsteinfeger.

Sie sind in nasse Wolldecken gehüllt, welche von der Hitze dampfen.

Fürstliche Beamte hatten sich zu spät an Papiere erinnert, welche für den Gesandten und seine Regierung von höchster Wichtigkeit waren, sie boten im Namen des Fürsten ungeheuere Summen Demjenigen, der diese Papiere zu retten im Stande sei.

Jene beiden Waghälse kletterten durch einen freien Schornstein hinauf, bemächtigten sich der Papiere und gedachten sich in den nächsten Rauchfang hinabzulassen.

Schon umzingeln die Flammen diesen einzigen Ausweg, die beiden Vermummten eilten dennoch auf ihn zu, in diesem Momente berstet das Kupferdach, die Decke rollt mit furchtbarem Getöse zum First hinab, die Flammen schlagen thurmhoch zusammen und die beiden Schornsteinfeger stürzen in den Schlott wie Mücken in die Kerzenflammen.

Ein Schrei des Entsetzens ringt sich im tausendstimmigen Chor in die Luft:

„Sie sind verloren!“

Nein, Sie sind gerettet, wie durch ein Wunder gerettet, sie stürzten mit den Papieren aus dem Höllenofen glücklich an die frische kalte Luft heraus, mitten durch den Jammer dringt der Jubelruf: „Sie sind gerettet!“

Die kühnen Männer eilen zum Fürsten in den Garten, um ihm die Papiere zu übergeben, da tritt ihnen eine Gruppe entgegen, deren Spitze ein hoher Herr einnimmt.

Kaum hatte der Eine der Waghälse ihn erblickt, so keucht er:

„Euer Majestät, hier sind die Papiere, ich war so glücklich sie zu retten, denn ich wußte den Ort, wo sie lagen!“

Kaiser Alexander, denn er war es, rief erstaunt:

„Wie, Graf Wasili, Sie in dieser Kleidung?“

„Euer Majestät, um meinem Kaiser zu dienen, ist mir kein Gewand zu schlecht, keine Gefahr zu groß.“

Der Monarch nahm ihm die Papiere aus der Hand und sagte mit Wohlwollen:

„Wie ich wahrnehme, lieben Sie es, gefährliche Spiele zu spielen, das heutige lobe ich; unsere zerstört gewesene Allianz ist wieder hergestellt, Majestät von China.“

„Euer Majestät,“ rief Wasili und sank von der Güte seines Fürsten entzückt, auf die Knie.

„Stehen Sie auf, Herr General,“ sagte Alexander, „von heute an zählen Sie zu meinen Adjutanten.“

Dem Grafen drohten vor Entzücken die Sinne zu schwinden, er stürzte durch den Garten und war so glücklich, erst an einer Stelle erschöpft niederzusinken, in deren Nähe Graf Tulczim und Helene weilten, die ihn in ihre Obhut und Pflege nahmen.

Fürst Rasumowsky hatte seinen Sitz nicht verlassen, der Morgen war bereits angebrochen, er saß noch immer an jener Stelle im Parke und sein thränenfeuchtes Auge erblickte durch die geborstenen Mauern die Reste der geräumigen Saalreihen, der stolzen Bogengänge, hohl und leer, so wie Todtenschädel, in deren Innerem einst die herrlichsten Gedanken sproßten.

Da nahte sich ihm Kaiser Franz.

Der Monarch, der nirgends fehlte, wo das Unglück drohte, hatte auch hier das Gebiet der Zerstörung umritten, die Rapporte über die getroffenen Anstalten entgegengenommen, stieg hierauf vom Pferde und ging auf den Fürsten Rasumowsky zu.

Der Garten war jedoch von Wasserfluthen aufgeweicht, von Räderspuren zerschnitten, viele der Umstehenden beeilten sich daher, für den Kaiser von den Brettertrümmern eines eingerissenen nahen Pavillons eine Art Nothweges zu legen, wofür der Monarch mit dem freundlichen „Schon gut, schon gut, meine Lieben!“ dankte.

Der Anblick des tiefgebeugten Gesandten erschütterte den Kaiser sichtbar.

Er legte Trostesworte sprechend seine Hand auf die Schulter des unglücklichen Fürsten, zog sie jedoch rasch zurück, als Rasumowsky Miene machte, sie küssen zu wollen.

Den Verlauf der Brunst beobachtend, sagte er:

„Es ist ein großes Unglück, aber wir Alle stehen in Gottes Hand. Das kann mir mit meinem Rittersaale auch noch passiren. Das haben, wir von unserem Nachahmen der Franzosen!“

. . . .

Als Herr von Talleyrand das unglückliche Ereigniß erfuhr war er eben im Begriff seine Toilette zu machen und antwortete kurz:

„Eine sehr gelinde Strafe für das Glück, ein Hofmann zu sein!“

Dann überließ er sein Haupthaar wieder ruhig den Händen des Kamerdieners, der ihn weiter frisirte.

. . . .

Um die neunte Morgenstunde war dem Weitergreifen der ungeheueren Feuermassen Einhalt gethan, aber acht Tage lang rauchte der Schutt und währte das Fortschleppen der vernichteten Herrlichkeiten dieses zerstörten Samarkands.

Der „österreichische Beobachter“ meldete in lakonischer Kürze, daß „in der vergangenen Nacht im Rasumowsky'schen Palais Feuer ausgebrochen sei, welches trotz der schleunigen Hilfe den größten Theil der gegen den Garten liegenden Gebäude verzehrte.“

Viele jedoch wollten darin ein böses Omen für das

anbrechende Jahr sehen, und dieselbe Geisterstimme, welche bei dem Leichenzuge des Prinzen von Ligne dem Kongresse vom Kahlenberge herüber das

„Vanitas vanitatis, omnia vanitas!“

zurief, dieselbe Stimme glaubte man heute aus den Trümmern des Rasumowsky'schen Palais zu hören, um die hohe Versammlung an den Spruch zu mahnen: „Sic transit gloria mundi!“

Dreizehntes Kapitel.

Die Sklavin.

Der Marquis Achille Montferon hatte vor den Augen der Geliebten den Schleier zerissen, welcher seine Vergangenheit verhüllte und empfand in Folge des Bekenntnisses eine Erleichterung, die der Seele wie dem Körper wohlthat.

Eine drückende Last war ihm von der Brust gesunken, eine Pein, gegen welche die jetzige Ungeduld, mit der er Theodora's Antwort entgegensah, eine Wonne war.

Diese erfolgte bald.

Der Marquis erhielt ein Schreiben, welches er mit zitternder Hast eröffnete, dessen Umfang ihn besorgt gemacht hätte, würden nicht schon die ersten Zeilen seine Besorgniß zerstreut haben.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Mein theuerer Freund!“

„Als ich Ihre herzlichen Zeilen und die Enthüllungen Ihrer Jugend gelesen hatte, wäre ich gerne zu Ihnen geeilt, um Sie zu trösten und aufzurichten.“

„Warum ich dies nicht früher that, warum ich es auch jetzt unterlasse, das will ich Ihnen in kurzen Umrissen klar machen.“

„Von jener schrecklichen Ballscene erholt, begann ich über dieselbe nachzudenken.“

„Daß die Angabe Raily's wahr sei, daran durfte ich leider nicht zweifeln, meine ganze Aufmerksamkeit war daher auf die Enthüllung gerichtet, die ich von Ihnen zu erwarten hatte.“

„Wären Sie einer jener Abenteurer, die, um die Schmach des eigenen Namens oder ihrer Abkunft zu decken, unter fremden Namen herumziehen, ich würde meine Liebe bekämpft und Sie für immer gemieden haben; so lange also dieser Verdacht nicht zerstreut war, konnte ich, so wehe es mir that, mich Ihnen nicht nähern, daher mein Zurückziehen bis zu dem Momente, wo ich Ihren Brief erhielt.“

„Dieser hat mich nun von Ihrem Unglücke und Ihrer Schuldlosigkeit belehrt; armer Freund, nun begreife ich Ihre Schwermuth, Ihre Düsterkeit, Ihren Trübsinn; Sie litten viel und unschuldig, auf Ihrer Seele lastet das Verhängniß Ihrer Geburt, die Vergangenheit steht, ein dräuend Gespenst hinter Ihnen, jeden Augenblick bereit, das Vorurtheil der Welt gegen Sie wach zu rufen.“

„Ich begreife nun Alles und leide mit Ihnen.“

„Ja, mein Freund, ich leide mit Ihnen oder richtiger ich leide wie Sie.“

„Wie gerne wäre ich nach Empfang Ihrer Zeilen zu Ihnen geeilt, aber ich konnte, ich durfte abermals nicht.“

„Was wir jüngst erlebten, hat mir die alte Wahrheit neuerdings bestätigt, daß kein Geheimniß tief genug, begraben sei, um nicht einmal an das Licht des Tages zu kommen; auch ich, mein Freund; habe eine Vergangenheit, weniger schrecklich wie die Ihrige, aber auch weniger schuldlos; so wie die Ihrige könnte nun auch eines Tages die meinige ihren Verräther finden und zwar vielleicht erst dann, wenn die Gefahr für uns viel größer sein würde, wie zu dem jetzigen Momente, wenn nicht erst ein zu gründendes, sondern ein schon begründetes Glück gestört werden könnte, was doch gewiß viel empfindlicher und trauriger wäre.“

„Wir, mein lieber Achille, stehen jetzt auf einem Wendepunkte, wir müssen uns entweder meiden oder vereinigen, ein Drittes ist nicht möglich; bevor also das eine oder das andere geschieht, sollen auch Sie erfahren, was Sie wissen müssen, damit auch mein Leben offen vor Ihnen liege, so wie jetzt das Ihrige vor mir.“

„Ich flehe Sie an, was Sie da erfahren, nur mit dem Auge des Verstandes zu prüfen und sich in diesem wichtigen Momente ja nicht durch die Liebe bestimmen zu lassen; ich zweifle zwar nicht an der Dauerhaftigkeit Ihrer Liebe, es könnte indessen doch die Stunde schla-

gen, wo die Stimme der Vernunft, welche Sie jetzt mißachten, jene des Herzens übertönen wird und dann wäre Unzufriedenheit Ihr, und Unglück unser beider Loos."

„Hören Sie mich an, mein Freund!"

„Ich bin die Tochter eines armen Bäckers, der, ein Grieche von Geburt, sich in Konstantinopel niedergelassen hatte und dort unweit des schwedischen Palastes wohnte."

„Eines Tages ritt ein Herr der französischen Gesandtschaft durch die abgelegenen Straßen Pera's spazieren und die Janitscharen aus dem Palais de France, welche ihn umgaben, zeugten von seinem Range."

„In der Nähe des Grabmals des Grafen von Bonneval bemerkte er unter einer Gruppe spielender Kinder ein Mädchen, welches ihm gefiel."

„Er erkundigte sich nach dessen Eltern, knüpfte mit ihnen Unterhaltungen an, in Folge welchen das Mädchen um den Preis von 1500 Piastern sein Eigenthum wurde."

„Das Mädchen war ich."

„Ich zählte damals kaum zwölf Jahre, der Marquis wurde mein Wohlthäter, sorgte für meine Erziehung und wenn auch nicht er, so war es die Dienerschaft, welche mich darauf aufmerksam machte, ich sei bestimmt, in einigen Jahren seine Geliebte zu werden."

„Sie verzeihen, theurer Achille, wenn ich in meiner Geschichte keinen Namen nenne, die Personen leben noch, und mein Zweck ist, Sie mit meinen und nicht mit den Erlebnissen Anderer bekannt zu machen."

„Nach zwei Jahren wurde der Marquis von seinem Hofe zurückberufen, es war natürlich, daß er mich mitnahm.“

„Ich war zu einem hübschen Mädchen herangewachsen und merkte bald die von Tag zu Tag zunehmende Zärtlichkeit des Marquis, der mir als Wohlthäter sehr angenehm und als Liebhaber sehr unangenehm war.“

„Dieses widerstrebende Gefühl machte sich auch in meinem Benehmen ihm gegenüber bemerkbar, und es mag Ihnen als Beweis seiner Herzensgüte gelten, daß er, der doch mein Herr und Gebieter war, sich meine kleinen Bosheiten gefallen ließ und nie anders als in Güte meine Neigung zu gewinnen suchte, was ihm aber nicht gelang.“

„Um mich nicht den Beschwerlichkeiten einer Seereise auszusetzen, beschloß er die Rückreise durch Polen und Deutschland anzutreten. Wir durchschnitten die europäische Türkei und gelangten nach Kamienick-Podolski, der ersten russischen Grenzfestung.

Der Gouverneur nahm uns freundlich auf und drang in den Marquis, seinen Aufenthalt daselbst auf einige Zeit auszudehnen.“

„Nur zu bald merkte ich, daß die Zuvorkommenheit des Generals meiner Wenigkeit mehr wie dem Marquis galt, es erfaßte ihn eine Leidenschaft, welche zu bemeistern er nicht die Kraft hatte.“

„Einen Diener des Marquis in's Vertrauen ziehend, erfuhr er bald, daß ich weder eine Dienende noch die Favorite des Marquis bin, sondern eine Art beweglichen

Eigenthums, erkauft um fünfzehnhundert Piaster, also eine Art Sklavin."

„Der General, ein sehr schöner Mann, kaum dreißig Jahre alt, näherte sich mir und zwar, mit Erröthen bekenne ich es, mit größerem Erfolge als der Marquis."

„So wurde mein Fehltritt zugleich ein Akt der Undankbarkeit, also eine doppelte Schuld, die mich belastet."

„Der russische Gouverneur, meiner Einstimmung sicher, ergriff das beste Mittel, mich von dem Marquis zu trennen."

„Eines Nachmittags, als der Marquis außerhalb der Festung auf einem Spazierritt begriffen war, ließ er die Thore sperren und alle Zugbrücken aufziehen."

„Der Marquis begehrte Einlaß, vergebens, der General ließ dessen Diener und Gepäck vor die Festung bringen, übersendete ihm eine Summe, welche den Kaufpreis und die beiläufig für mich gemachten Auslagen aufwog; der Marquis brach in Verwünschungen aus, mußte sich jedoch der Gewalt fügen und reiste ab."

„Ich bekenne Ihnen, daß ich den General nicht liebte, daß dies Gefühl meinem Herzen überhaupt noch ganz fremd war, daß ich für ihn nicht einmal jene ehrerbietige Hochachtung empfand, die mich für den Marquis beseelt hatte."

„Im ersten Momente bestach mich seine kriegerische Erscheinung, später betäubten mich seine Schmeicheleien, welche meine Eitelkeit aufwirbelten, noch später aber, als diese Betäubung gewichen und jener Eindruck verwischt war, erfaßte mich eine Gleichgiltigkeit, welche zu

bannen der General weder Geist noch Humanität genug besaß."

„Eine Reise, die der General antrat, führte uns nach Deutschland."

„Mein Verhältniß zu ihm konnte kein Geheimniß bleiben und Alles drängte sich heran, um meiner Schönheit zu huldigen."

„Der General sah diese Aufmerksamkeiten gerne an, denn es schmeichelte ihm, eine Sklavin zu besitzen, welcher Alles was reich und vornehm war, huldigte."

„Wir befanden uns in Hamburg, mein Verhältniß zu dem Grafen wurde mir von Tag zu Tag peinlicher und lästiger, er war hart genug, mich oft meine Abhängigkeit fühlen zu lassen und ich hatte jetzt schon Ursache, meine Undankbarkeit zu bereuen."

„Unter den Männern, welche sich in Hamburg in meine Nähe drängten, befand sich ein Greis, ein Grieche, von Geburt, der seine Landsmannschaft geltend und mich auf die unwürdige Rolle aufmerksam machte, welche ich als Begleiterin des Generals spielte."

„Ich zählte damals siebzehn Jahre, war aber zum Glücke klug genug, die Vorstellungen zu beherzigen und die Anerbietungen Asaws, so hieß der alte Mann, anzunehmen."

„Diese bestanden darin, daß er mir seine Hand anbot und zugleich versprach, mich von dem General zu befreien."

„Ich willigte ein."

„Eines Vormittags kam ein Notar zu dem General

und überraschte diesen mit Nachrichten, die ihm keineswegs angenehm waren."

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „Sie sehen in mir den Sachwalter des Herrn Asaw, eines reichen griechischen Kaufherrn. Er liebt Ihre Sclavin und kann ohne sie nicht leben, er hat sie bereits bei sich, und beide befinden sich auf dem Schiffe, welches zum Absegeln bereit ist. Sie werden begreifen, daß Theodora für Sie unwiederbringlich verloren ist, wenn Herr Asaw nur ein wenig gewissenlos wäre, dem ist aber nicht so, er will kein Dieb oder Räuber sein, er kauft nur den Edelstein, den Sie nicht zu schätzen wissen, von Ihnen zurück und bietet Ihnen durch mich eine Million Rubel, wenn Sie in einem rechtsgiltigen Dokumente auf den Besitz Theodora's verzichten."

„Der General war im ersten Momente wie aus den Wolken gefallen, nach einigem Widerstreben mochte er sich aber an die Zugbrücken von Kamienick Podolski erinnern, willigte ein und ich wurde Asaws Gattin."

„Ich trat damit wohl aus der zweideutigen Stellung, welche ich bisher einnahm, allein glücklich wurde ich nicht."

„Mein Gatte liebte mich, ich vermochte den greisen Mann nur zu schätzen, mein Besitz kostete ihm die Hälfte seines Vermögens und die andere Hälfte war bestimmt, in die Hände Raily's zu fallen."

„Wir befanden uns in Spaa, mein Gatte machte die Bekanntschaft des Engländers und führte ihn bei uns ein."

„Es währte nicht lange, so begann Raily, mich mit seinen Liebesanträgen zu verfolgen, ich wies sie zurück, denn ich wollte mich nicht neuerdings mit der Schuld der Undankbarkeit belasten.“

„Raily suchte meinen Gatten in sein Netz zu locken, um ihn, als das Hinderniß zwischen mir und ihm, zu beseitigen.“

„Asaw war kein Spieler, Raily brachte es indessen, wer weiß durch welche Mittel dahin, daß der alte Mann mit ihm in's Spiel sich einließ, und manche Nacht am grünen Tische zubrachte.“

„Eines Morgens erhalte ich zu meinem Entsetzen folgende mit Bleistift geschriebenen Zeilen von der Hand meines Gatten:“

„Theuere Theodora!“

„Ich habe heute Nacht mein ganzes Vermögen an Raily verspielt, ich bin ein Bettler und vermag Dir nichts mehr zu bieten — ich habe Dich unglücklich gemacht, ich will meine Schuld Dir gegenüber damit mildern, daß ich Dich von einem alten Gatten befreie, an dessen Seite Dir die Armuth doppelt drückend erschiene.“ „Asaw.“

„Der unglückliche Greis hatte sich in der Verzweiflung getödtet und ich entfloh, um den Verfolgungen des Spielers nicht weiter ausgesetzt zu sein; mein ganzes Vermögen bestand in dem Dokumente des Generals, welches meine Freiheit sicherte und in den Ehedokumenten, die meine Ehre rechtfertigten.“

„Sie sehen also, theuerer Achille, daß mein Geschick mit dem Ihrigen eine gewisse Aehnlichkeit hat, daß Raily

in beide thätig eingriff, daß ich aber nicht so glücklich bin, wie Sie, schuldlos dazustehen."

„Die Reue, welche meiner Verirrung folgte, scheint den Himmel ausgesöhnt zu haben und er verließ mich nicht."

„Ich reiste zu meinen Eltern, traf sie jedoch nicht mehr am Leben, dafür wurde mir der Antheil einer reichen Erbschaft eingehändiget, die uns von einem entfernten Verwandten zugefallen war."

„Ich verließ die türkische Hauptstadt und meine Geschwister und kam im Laufe des letzten Sommers hieher."

„Ich sah Sie und woran ich bisher nicht gedacht, ich lernte jenes beseligende Gefühl kennen, welches einmal angefacht, nicht erlischt, welcher das Leben mit neuen Reizen, mit nie geahnten Wonnen schmückt, ich liebe Sie."

„Und nun, mein Freund, wissen Sie Alles, Alles."

„Nun liegt meine Zukunft in Ihrer Hand."

„Sie haben Ursache, sich von mir zu wenden, ich habe keinen Grund, Sie zu fliehen; Vorurtheile sind dem Herzen, welches liebt, fremd, wo aber, wie bei mir, die Vergangenheit durch eine Schuld verdüstert wird, dort soll nicht allein das Herz, sondern auch der Verstand erwägen, ob die Ehre nicht leidet, wenn man das, was geschehen, übersieht."

„Leben Sie wohl, mein theurer Achille, welchen Entschluß Sie auch immer fassen werden, ich werde mich in Demuth Ihrem Willen fügen und nie aufhören, Sie zu lieben."

„Theodora."

Vierzehntes Kapitel.

Licht und Schatten.

Achille hielt Theodora's Schreiben noch lange in der Hand, als er es schon gelesen hatte.

Der jugendliche Fehltritt Theodora's, so sehr er auch darüber nachsann, erschien ihm keineswegs als eine Schuld, die in diesem Momente als das Hinderniß einer Verbindung angesehen werden konnte; wie viele Frauen, so dachte der Franzose, gibt es, die sich einen oder den anderen jugendlichen Fehltritt vorzuwerfen haben, ohne daß wie bei Theodora Entschuldigungsgründe vorhanden wären, welche die Schwere der Schuld fast ganz auf die Seele der habsüchtigen Eltern wälzen?

Achille fand keine Ursache, der Geliebten in Folge ihres Bekenntnisses seine Achtung zu entziehen, seine Gefühle blieben dieselben, und da nun jede Gefahr, welche seinem Glücke von dieser Seite drohte, beseitigt war, so durchzog ein beruhigendes Gefühl seine Seele und es blieb ihm nur der Wunsch übrig, seine Erholung möge rasch vorwärts schreiten und ihm baldigst gestatten, Theodora zu besuchen.

Dieser Wunsch wurde schon eine Stunde später in überraschender Weise, wenn auch nicht buchstäblich, erfüllt.

Eine verschleierte Dame trat schüchtern bei ihm ein, es war — Theodora.

Achille wollte sich erheben, um ihr entgegen zu eilen.

Bleiben Sie, mein Freund, ich bitte, bleiben Sie.

Sie eilte auf ihn zu, er faßte stürmisch ihre Hand und küßte sie feurig.

Sie lieben mich noch, Achille?

Ob ich Sie liebe? Eben so heiß, eben so glühend wie früher.

Hat mein Geständniß mir nicht einen Theil Ihrer Achtung entzogen?

Theodora, ich lege meine Rechte auf das Herz und spreche aus tiefster Ueberzeugung: „Nein!“ ich liebe und achte Sie wie ehedem und wünsche nur, daß auch Sie. —

„Kein Wort mehr davon, mein Freund,“ bat Theodora, „Sie wissen jetzt, welchen Zweck Raily mit dem Verrathe verband, er wollte uns trennen und glaubte in Ihrem Geheimnisse das Mittel dazu zu haben. Er irrte sich; das Wetter, welches er heraufbeschwor, ging, dem Schöpfer sei es gedankt, ohne Schaden vorüber und brachte uns den Vortheil, daß es die Luft unseres Liebeshimmels reinigte und wir von nun an keine Gefahr mehr zu fürchten haben.“

Theodora ließ sich an Achille's Seite nieder, er schlang seinen Arm um sie und sie lehnte sich zutraulich an seine Brust.

„Ich bin wieder glücklich,“ lispelte die junge Frau mit einem Tone, den die Seligkeit ihres Herzens durchzitterte, „ich mußte aber auch lange genug dulden, ach,

mein Freund, was habe ich während der paar Wochen seit jenem verhängnißvollen Balle gelitten! Zuerst die Angst um Ihr Leben, dann die Ungeduld bis zu Ihrer Kundgebung, dann das Auftauchen des Gewissens in dem eigenen Herzen, dann die Furcht um Ihre Liebe, ach, mein Freund, ich mag gar nicht daran denken, es war eine kummerschwere, thränenreiche Zeit; ich war zu ungeduldig, um Ihren ersten Ausgang abzuwarten, deshalb eilte ich zu Ihnen, ich hätte es nicht thun sollen, ich fühle es, aber ich vermochte nicht mehr mich zu überwinden, Sie zürnen mir doch nicht?"

„Ist der Kuß eines Zürnenden so glühend wie der meine?" fragte der Marquis lächelnd.

Theodora blickte ihm treu in's Auge und fuhr dann fort:

„Nein, nein, Du zürnst mir nicht, Du liebst mich, ich fühl' es an dem Pochen Deines Herzens; ach Achille, nun erst, da ich Gefahr lief, Dich zu verlieren, nun erst weiß ich, wie sehr ich Dich liebe und daß ich ohne Dich nicht leben könnte. Oh, sprich nicht, mein Geliebter, Du bist noch schwach, die Anstrengung könnte Dir Schaden bringen, laß mich plaudern, befiehl, wovon ich sprechen soll, und ich werde Dir gehorchen, ich fühle mich heute so selig wie noch nie. Nun, mein Gebieter, rede, wovon wünschest Du, daß ich spreche?"

Der Marquis zog die geliebte Frau fester an sich und erwiederte:

„Sprich von unserer Liebe und ich werde nicht auf-

hören, den süßen Worten zu lauschen wie der Verkündigung eines Engels."

„O mein Freund, erhebe mich nicht zu hoch, damit ich, als ein warnend Bild, meine Vergangenheit nicht aus dem Auge verliere. Ich bin nichts als eine sündige Sklavin, die der Himmel in seiner Langmuth mit einem Schatze gesegnet hat, mit Deiner Liebe. Du wünschest, daß ich von unserer Liebe spreche, wohlan, es sei. Du mußt mich aber nicht ein thöricht Weib schelten, wenn ich Dir bekenne, daß mir die Liebe als eine Krankheit des Herzens erscheint. Je länger der Mensch sich der Gesundheit erfreut, desto heftiger erfaßt ihn die Krankheit, wenn sie kommt; gerade so ist's mit der Liebe, je später sie sich einfindet, desto glühender ist sie. Die Liebe erfaßt uns wie ein Delirium, man sieht Alles in einem anderen Lichte, man glaubt sich der Erde entrückt und von einer fremden Welt umgeben: seitdem ich Dich liebe, bin ich nicht mehr die Frau, die ich war, ich scheine mir jünger, herzlicher, lebensfreudiger, ich bin es auch, denn das Glück verjüngt und zaubert Blumen zum neuen Leben empor, die unter dem Eishauche des Kummers verdorrt schienen. Du wirst mich vielleicht im Stillen der Schwärmerei beschuldigen? Gönne mir das Glück; der Unglückliche schwärmt nie, bei ihm sind die Flügel der Fantasie gelähmt, er kann hoffen, wenn Glaube ihn beseelt, er kann wünschen, wenn er noch nicht ganz verzagt, er kann resigniren, wenn er die moralische Kraft dazu besitzt, aber schwärmen kann er nie. Das Unglück bannt uns an die Erde, drückt den Geist zu Boden, das Glück läßt ihn sich aufschwingen in luf-

tigere Regionen, er gewinnt eine weitere Fernsicht und die Menschen in ihrer irdischen Verblendung nennen dies Schwärmerei. Darum, mein Geliebter, finden Liebe und Schwärmerei sich immer beisammen, die Liebe ist Wonne, Schwärmerei ist ein Kind derselben."

Achille unterbrach die Geliebte, indem er lächelnd sagte:

„Ich könnte manche Deiner Behauptungen widerlegen."

„Oh, thu es nicht, mein Achille, flehte Theodora, zerstöre nicht den süßen Traum; wie ich eben sprach, so fühle ich, der Verstand mag Manches daran auszusetzen haben, was liegt aber daran? Das Herz befindet sich wohl dabei. Wünschest Du Geistestiefe oder Logik, so such' sie bei Gelehrten, bei einer Frau such' Liebe und Du wirst sie finden."

Der Marquis liebkoste die reizende Schwätzerin, sie erwiederte die süßen Schmeichelworte und die Küsse, und keines von Beiden merkte, daß die Dunkelheit hereingebrochen war; wie der Phosphor, so schienen auch ihre glühenden Augen Licht auszuströmen um sie her eine Helle zu verbreiten, welche sie die Finsterniß nicht ahnen ließ.

Das Aufgehen der Thüre machte sie zuerst auf die Außenwelt aufmerksam.

Ein Mädchen trat ein, übergab dem Marquis einen Brief und sagte blos: „Herrn von Montferon!" worauf es sich wieder entfernte.

Achille zündete eine Kerze an, durchflog das mit Blei beschriebene Papier und erblaßte.

„Mein Gott," rief Theodora erschreckt, „was hast Du schon wieder? Was ist geschehen?"

Achille antwortete nicht, sondern blickte starr vor sich nieder.

Die Geliebte weckte ihn mit Küssen aus der Erstarrung und drang mit der zärtlichsten Besorgniß in ihn, ihr die Ursache seines Schreckens mitzutheilen.

Der Marquis raffte sich auf, umschlang die theuere Frau und erwiederte:

„Ich glaubte mich einen Moment lang nur von Licht umflossen, die Liebe erleuchtete wie eine Sonne Alles, was ich ansah und ließ mich vergessen, daß es auch Schatten gibt; was ich erfuhr, ist nun ein solcher Schatten, der mich aus meinem Glückstraume weckt."

„Erkläre Dich, Achille, ich flehe Dich an, löse das neue Räthsel, damit mich die Unruhe nicht neuerdings verzehre."

„Ja, Du sollst Alles erfahren; ich weiß, wie Du mich liebst und die Liebe ist keines Verrathes fähig. Doch früher laß mich die Thüren verschließen, damit kein ungebetener Lauscher das gefährliche Geheimniß erfahre."

Der Marquis that wie er sagte und fuhr dann fort:

„Schmiege Dich innig an mich, theures Herz und bleib ruhig, denn was ich Dir mitzutheilen habe, bedroht unsere Liebe nicht, ist aber einer jener Querstriche, welche das Schicksal nur zu oft durch unsere Plane und Wünsche zieht. Ich glaube Dir bereits Andeutungen gege-

ben zu haben, die Dich erkennen ließen, daß ich ein Anhänger jenes Mannes bin, den zu besiegen sich ganz Europa vereinigen mußte. Ich habe von den Bourbonen genug gehört, um sie zu hassen, ebenso hab' ich von der Republik genug erfahren, um mich vor ihr zu entsetzen; Napoleons Hand ist zwar eine eiserne, sie lastete eben so schwer auf uns, wie jene der Könige, allein mit welch' einer Glorie, mit welch' einem Strahlenglanz schmückte er Frankreich, was ist das Land durch ihn geworden? Wende Dich an das ganze jüngere Frankreich und Du wirst dieselbe Sympathie finden, um jene verrotteten Anhänger des Königthumes, denen Napoleon die Rückkehr ins Vaterland ermöglicht, ferner die Großen und Marschäle des Reiches, die er aus dem Staube emporgehoben, und die jetzt der unter ihm gesammelten Reichthümer froh werden wollen, sie denken anders und beladen sich mit dem Kainszeichen der Undankbarkeit. So lange Napoleon lebt, wird er das Losungswort der jüngeren Generation sein, und sein Name wird noch fortwirken, wenn er aus dem sterblichen zum unsterblichen Leben übergegangen. Du hast den Namen Fouché gewiß schon nennen gehört, schlau, verschmitzt, ehrsüchtig und intrignant, wie der Mensch ohne Luft, so kann er ohne Intriguen nicht leben. Er stimmte als Konventmitglied für den Tod Ludwig XVI., und diesen Antheil an dem Königsmorde werden ihm die Royalisten nie verzeihen. Sie sagen, Fouché habe seine republikanischen Missethathaten im kaiserlichen Koth abgewaschen und der Sansculotte sei in einen Herzog verwandelt. Fouché weiß,

wie er gegen Napoleon intriguirt hat, er kennt den Widerwillen der Legitimisten und intrigiurt nun für eine neue Kombination, er will eine Regentschaft im Namen des Königs von Rom zu Stande bringen. Fouché ist klug, er sieht, daß die Bourbons sich nicht halten können, er gleicht jenen Hausratten, welche den Einsturz des Gebäudes schon frühzeitig wittern und entfliehen, daher benützt er die Abwesenheit des Kaisers, um sich Verdienste zu sammeln und Agitation für die Regentschaft muß doch dem Kaiser nur angenehm sein. Um nun die Regentschaft zu ermöglichen, ist aber vor Allem die Anwesenheit des Königs von Rom in Paris nothwendig, der Prinz muß daher von hier entfernt werden, und mit diesem Auftrage kam ich hieher."

„Du, Achille?" fragte Theodora betroffen.

„Fouché kennt meine Gesinnung und übertrug mir die Sendung. Er setzte mich durch ein vertrautes Genueser Handlungshaus mit Elba in Verbindung, Elba, Paris und Wien bilden das kabbalistische Dreieck, aus welchem die glückliche Zukunft Frankreichs hervorgehen soll. Ich bin hier mit einer außerordentlichen Vorsicht zu Werke gegangen, die Entführung des Prinzen sollte schon in den nächsten Tagen stattfinden, da kam jener unglückliche Abend und meine schwere Krankheit dazwischen. Du wirst Dich entsinnen, Geliebte, daß ich von einer Reise nach Basel sprach, dahin waren die Relais gelegt, dorthin sollte der Sohn Napoleons gebracht werden. In den Zeilen, welche ich jetzt erhalten habe,

erfahre ich nun, daß das ganze Unternehmen verrathen, vereitelt ist.“

„Oh, mein Gott! rief Theodora besorgt.“

„Es wurde bei einem Sattler eine Kalesche mit einer doppelten Rückwand bestellt, der Handwerker schöpfte Verdacht undmachte bei der Polizei die Anzeige. Die Polizei nahm den Wagen in Augenschein und fand das geheime Fach größer als es gewöhnlich zu sein pflegt. Die Anwesenheit des Grafen Montesquiou flößte ihr ohnedem Mißtrauen ein, dazu noch die Anzeigen und Warnungen von außen her, genug, das Unternehmen ist vereitelt, bevor es noch begonnen wurde.“

„Und Du, droht Dir keine Gefahr?“

„Nein, die Bestellung geschah durch einen Freund, der bereits in der Schweiz ist; man kann mich eben so wie jeden Franzosen im Verdachte der beabsichtigten Entführung haben, allein es ist nichts vorhanden, was diesen Verdacht bekräftigen oder ihm einen Anhaltspunkt bieten könnte.“

„Ich zittere für Deine Freiheit!“

„Fürchte nicht, mir droht keine Gefahr. Ich hätte der Sache des Kaisers gern Vorschub geleistet, da es jedoch die Vorsehung anders gelenkt, so muß ich mich wohl fügen. Nun aber hält mich nichts mehr in Wien zurück, wenn Du dem früheren Entschlusse noch immer getreu bist, so ziehen wir fort.“

Theodora unterbrach ihn:

„Oh, ich folge Dir, wann und wohin Du willst. Hast Du Dich erst ganz erholt, so ziehen wir fort nach

dem Süden oder nach der Schweiz, dort finden wir Ruhe und Glück."

Der Marquis zog die Geliebte an sich, strich ihr das schwarz glänzende Haar glatt und küßte die herrliche Stirne.

Theodora erwiederte die Liebkosungen und sagte mit dem Tone der innigsten Befriedigung.

„Sieh doch mein Freund, wie Alles in unserer Liebe kommt. Unser Feind hat statt, wie er beabsichtigte, uns zu trennen, unsere Verbindung nur beschleuniget. Selbst der Schatten, der diese Lichtseite unterbrach, ich meine die unangenehme Nachricht, welche Du so eben erhieltst, dient dazu, Dich nun ganz unabhängig zu machen und wir können uns nun einander ungestört angehören."

Achille blickte die von Freude verklärte Freundin entzückt an und auch auf seiner Stirne thronte die Wonne über die glückliche Wendung des Geschickes.

Die Liebenden überließen sich sorglos der Zukunft, ohne den Wetterstrahl ober ihren Häuptern zu ahnen, der schon in einigen Tagen und zwar diesmal aus ganz heiterem Himmel, niederfahren sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein neuer Angriff.

Wie ein Raubthier sein Opfer so behielt Raily Theodora im Auge.

Der Engländer empfand für die junge Frau eine Leidenschaft, die seit seiner Anwesenheit in Wien sich auf eine gefährliche Höhe gesteigert hatte, je öfter er sie sah, desto glühender wurde sein Verlangen nach ihr und wie oft sah er sie nicht?

Wie oft stand er, um von jenseits nicht bemerkt zu werden, von dem Vorhange geschützt, und lauschte hinüber nach der reizenden Nachbarin, die für ihn kein Gefühl als das der Verachtung hatte.

Und doch, so zäh ist die sinnliche Gier, doch gab er seine Hoffnung nicht auf, er glaubte in der Vergangenheit Achille's ein Mittel gefunden zu haben, das neugeknüpfte Liebesband der jungen Frau zu zerreißen, ein Abschen, so wähnte er, würde dem jungen Manne ihr Herz entfremden und war dies geschehen, dann hoffe er, könne eine Annäherung wahrscheinlicher sein.

Die Späher, welche Raily aufstellte, und seine eigenen Augen überzeugten ihn jedoch bald, daß er sich getäuscht.

Die Theilnahme Theodora's für den Kranken, der Schritt, den sie nach seiner Wiederherstellung zuerst that, um sich ihm in Liebe ganz so wie früher zu nähern, das Alles überzeugte den Engländer, daß seine Mine nichts gesprengt, sondern nur ausgeblasen hatte, seine Berechnung war eine falsche, er hatte die Widerstandslinie zu gering geschätzt und nicht bedacht, daß diese beiden, durch ihre Schicksale fast gleichartigen Wesen seit ihrer Verbindung in einer so innigen Cohäsion standen, daß es um sie zu trennen einer viel größeren Kraft bedurfte, wie ihm dieses Mal zu Gebote stand.

Und das Glück war dem Engländer hold, es führte ihm eine Waffe zu, deren Unwiederstehlichkeit ihm im ersten Momente einleuchtete, die zu benützen er daher keinen Moment versäumte.

Herr Raily begab sich zu Theodora, es war das zweite Mal, daß er in Wien die Schwelle ihrer Wohnung überschritt.

Wohl wissend, daß die Dame, wenn sie seinen Namen erfuhr, ihn zu empfangen sich weigern würde, leitete er sein Erscheinen so ein, daß es eher ein Ueberfall wie ein Besuch genannt werden konnte.

Die junge Frau war überrascht und erstaunt, ihrem Verfolger sich gegenüber zu sehen.

Zornesröthe überflog ihre Wange und sie erhob sich um auf das Glockenband zuzueilen, und ihre Diener zu rufen.

Raily erkannte die Absicht und rief ihr drohend zu:

„Madame, keinen voreiligen Schritt, wenn Sie nicht sich und Achille verderben wollen!“

Theodora erblich und blieb zaghaft stehen.

Sie wußte es bereits aus Erfahrung, wie viel der Engländer zu wagen im Stande war, wenn es galt, seine Pläne durchzuführen, sein zudringlicher Besuch kündigte ihr einen neuen Schlag an, den er zu führen gesonnen war, ihr drohte also eine neue Gefahr; war es demnach klug, den Gegner der Gelegenheit zu berauben, Sie mit dieser Gefahr bekannt zu machen, ihn dadurch noch mehr zu reizen, und um so gefährlicher zu machen?

Dies bedenkend gab sie ihren früheren Vorsatz auf, kehrte sich dem Engländer zu und fragte, ihn düster anblickend: „Was wollen Sie, mein Herr?“

Herr Raily lächelte wohlwollend und entgegnete:

„Ich wiederhole Ihnen Madame, ich will nichts als Ihr Glück.“

„Sie wollen mein Glück?“ rief die Dame empört, „und das wagen Sie mir zu sagen?“

„Ja Madame, ich thue dies kühn und erbiete mich, es Ihnen zu beweisen. Sie entsinnen sich wohl noch meiner Worte, als ich das erste Mal an dieser Stelle stand; damals ließ ich Sie erkennen, daß ich im Besitze einer Waffe gegen Achille bin, ich warnte Sie, ich bat Sie von ihm zu lassen, Sie wollten mich nicht hören und wähnten, meine Drohung, wie Sie es nannten, nicht fürchten zu müssen. Ich bat Sie noch im letzten Momente sich die Schmach zu ersparen, vergebens, Sie zwangen mich zu sprechen, ich that es, in der Hoffnung, zu Ihrem

Glücke beizutragen, wenn ich Sie vor der Verbindung mit dem Sohne eines Henkers warne."

„Hatten Sie etwa auch mein Glück im Auge, als Sie Ihre Enthüllung mit so großem Eclat in Scene setzten?"

„Ja, Madame, denn ich glaubte, Sie damit um so rascher und sicherer von Montferon zu trennen."

„Sie haben sich aber getäuscht!"

„Leider. Ich bemerke zu meinem Erstaunen, daß Sie sich über das Urtheil der Welt hinaussetzen."

„Das Vorurtheil, mein Herr!"

„Daß Sie lieber Ihren Verbindungen in der Gesellschaft, Ihrer Stellung entsagen."

„Genug, mein Herr, ich bin nicht in der Laune, von Ihnen eine Gardienenpredigt anzuhören. Eine Gesellschaft, die sich des Umganges mit Leuten Ihres Gleichen nicht scheut, hat kein Recht, auf das tadellose Leben des Marquis von Montferon einen Stein zu werfen."

„Wir wollen über dergleichen subtile Ansichten nicht viel Worte verlieren; ich will in meiner früheren Beweisführung fortfahren, um darzuthun, daß ich nichts will, als Ihr Glück. Ich bin gekommen Sie zu warnen, Madame!"

„Warum! Vor wem?" Doch nicht vor Ihnen?

„Spotten Sie nicht, Madame," entgegnete Raily drohend, „ich warne Sie vor Achille Montferon."

Theodora blickte ihn betroffen an und er fuhr dringend fort:

„Ich schwöre Ihnen, Theodora, er ist, wenn ich es will, verloren und Sie mit ihm!“

Die Dame mußte sich zwingen, um gleichgiltig zu scheinen.

„Sie hören also nicht auf mich zu verfolgen?“ stammelte sie.

„Ich kann nicht, Madame, ich liebe Sie zu sehr, ich kann Sie nicht in den Armen dieses Menschen sehen.“

„Mein Herr, sprechen Sie, ich will Sie hören, nur um Eines flehe ich Sie an, sprechen Sie nicht von Ihrer Liebe zu mir, sondern sagen Sie es offen heraus, daß Sie mich hassen, daß Sie mich verderben wollen.“

„Wollte ich dies, Theodora, so wären Sie es jetzt schon, ich wiederhole Ihnen jedoch, ich strebe nicht nach Ihrem Unglücke, sondern nach Ihrem Besitze.“

„Nie, nimmermehr! So wahr“ —

„Keinen Schwur, Madame, bevor Sie nicht die Gefahr kennen, die über Ihrem Haupte schwebt und die nur ich allein zu verhüten im Stande bin. Hören Sie mich an. Einem jungen Menschen, dem ich einmal meinen Salon geöffnet hatte, wurde seine Schwester entführt. Fremd, ohne wesentliche Verbindungen, nahm er in der Bedrängniß seine Zuflucht auch zu mir und bat mich, bei meinen weitverbreiteten Bekanntschaften dem Mädchen nachzuforschen. Er vertraute mir an, daß er einen jungen französischen Grafen im Verdachte der Entführung habe, den er bei mir im Salon sah und der seine Schwester mit Liebesanträgen verfolgte; jener Graf sei aber schon am Morgen des Unglückstages nach Paris abgereist. Der

arme Bursche flößte mir Mitleiden ein und ich erkundigte mich näher um seine Verhältnisse und versprach ihm, mich seiner ernstlich anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit gelangte ich in den Besitz eines seltenen Dokumentes. Der junge Mensch brachte nämlich im Herbste vorigen Jahres auf seiner Hieherreise eine Nacht im Gasthause in Hollabrunn zu. Dort fand er einen Brief, den ein Passagier vor ihm, unter über Bord geworfenen Papieren, ganz gewiß ohne es zu wollen, zurückgelassen hatte. Dieser Brief — ich bitte Madame, ihn anzusehen — ist in diesem Momente für mich von unschätzbarem Werthe. Es wird Ihnen wahrscheinlich bekannt sein, daß die Polizei einem Komplote nachspürt, welches die Entführung des Königs von Rom von Schönbrunn beabsichtigte. Dieser Brief nun kompromittirt die hier anwesende Hauptperson des Unternehmens und diese ist Achille Montferon."

Die Dame stieß einen leisen Schrei aus und sank in ein Fauteuil zurück.

„Mein Gott," murmelte sie, „was wird noch Alles über mich kommen?"

Raily ließ den Schreck seine Wirkung thun, und fuhr fort:

„Dieser Brief ist zwar ohne Unterschrift, ist jedoch eigenhändig von dem Herzoge von Otranto geschrieben, der Polizei werden die Schriftzüge des Herrn v. Fouché gewiß eben so bekannt sein, wie mir. In diesem Briefe ist von einem wichtigen Unternehmen die Rede, welches während des Kongresses auszuführen sei, dessen Leitung dem Empfänger des Briefes, nämlich Herrn Montferon

anvertraut ist; um Verbindungen anzuknüpfen wird eine Frau von M. empfohlen, das ist nämlich Madame Montesquiou, die Aya des Prinzen. Auch sie wird durch diesen Brief compromittirt. Daß Achille Montferon wirklich im Besitze dieses Briefes war, werden zwei Menschen beschwören, dies genügt, übrigens werden sich durch die Untersuchung wahrscheinlich mehrere Zeugen ergeben. Sie sehen also, Theodora, dieser Brief reicht hin, dem Marquis von Montferon auf viele Jahre die freie Unterkunft in irgend einer österreichischen Festung zu verschaffen, und Ihnen droht dieselbe Gefahr. Sie haben mit ihm im vertrauten Umgange gestanden, er besuchte Sie, Sie kamen — wenn auch nur zweimal — zu ihm, was ist also natürlicher, als daß Sie von seinen politischen Plänen Kenntniß hatten. Sie mögen hundertmal betheuern, Sie seien unschuldig, man wird es nicht glauben, denn in solchen Dingen muß man vorsichtig sein, und wenn am Ende auch keine Strafe, so steht Ihnen eine langwierige Untersuchung bevor. Ich habe Ihnen die Folgen enthüllt, die über Sie hereinbrechen, wenn ich von diesem Briefe und von den beiden Zeugen die mir zu Gebote stehen, Gebrauch mache,; ich erlaube mir nun die Frage: Wollen Sie Achille verlassen, und sich mir in Liebe zuwenden, oder wollen Sie mich zwingen, ihn und Sie mit diesem Briefe zu verderben?“

Die Dame bedeckte ihr Antlitz mit den hohlen Händen und brach in Thränen aus.

Ihr Muth, ihre Widerspenstigkeit waren gebrochen.

Das Vorurtheil hatte sie leicht besiegt, dem leicht-

fertigen Urtheile der Gesellschaft bot sie Trotz, allein solcher Gefahr zu begegnen, war sie unvermögend.

Der Justiz gegenüber bricht jede Romantik, man kann eine Liebe in einer Strohhütte, in eine Felsenhöhle verbergen, in einer Kasematte jedoch ist sie verdammt schlecht aufgehoben.

Liebesklagen mögen mit Nachtigallenschlag, mit dem Murmeln der Quelle, mit dem Rauschen des Waldes, sie mögen sogar mit dem Toben des Sturmes recht gut harmoniren, zu dem Klirren der Kette passen Sie herzlich schlecht.

Der Schmerz erfaßte Theodora mit voller Kraft; die Gefahr, die ihr und Achille drohte, die Demüthigung vor ihrem Feinde, sie war nicht im Stande, sich in Zuversicht aufrecht zu erhalten, sondern sank dem Engländer zu Füßen, rang die Hände und jammerte:

„Erbarmen, haben Sie Erbarmen mit einer hilflosen Frau, die Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat."

Raily hob sie freundlich auf, — schon daß sie seine Berührung duldete, war ein Symptom ihrer Niederlage — und sagte mit einem Tone so sanft er ihm nur möglich war:

„Theodora, seien Sie gerecht, Sie behaupten, mir nichts zu Leide gethan zu haben; und denken nicht an den Schmerz, den ich in mir trage, von dem Momente an, wo ich Sie kennen lernte. Ich liebe Sie, gewiß so heiß, wie Montferon, können Sie es mir verargen, wenn ich Alles anwende, um in Ihren Besitz zu gelangen? Ich habe nicht die Kraft, meine Leidenschaft zu bewälti-

gen, haben Sie deßhalb ein Recht, mich zu hassen? Sie sagten, Sie können mich nicht lieben, ich begnüge mich, wenn Sie mich nur dulden, ich will nicht Ihr Herr und Gebieter, sondern Ihr Sklave sein. Versuchen Sie es, sich mit dem Gedanken, mir anzugehören, zu befreunden, und es wird Ihnen gelingen. Ich fordere nicht, daß Sie mir Ihre Ehre opfern, sondern biete Ihnen meine Hand und mein Vermögen. Ich bin nicht rachesüchtig; wenn ich Ihnen wehe that, geschah es nur aus dem Grunde, weil ich nie aufhörte, nach Ihrem Besitze zu streben."

„Sie haben es also beschlossen, mich unglücklich zu machen?"

„Ich wende Alles an, Sie zu meiner Gattin zu machen; daß Sie in dieser Verbindung nicht unglücklich werden, soll die Aufgabe meines Lebens sein. Thun Sie nur Einen Schritt, den ersten, sich mir zu nähern, und das Uebrige wird sich finden. Ich will Sie nicht drängen, ich gewähre Ihnen einige Tage, um die Trennung von dem Marquis und die Verbindung mit mir einzuleiten. Ich schwöre Ihnen, Theodora, Sie werden es keinen Augenblick bereuen, sich mir genähert zu haben. Auf Eines jedoch mache ich Sie aufmerksam, verbannen Sie jeden Hintergedanken und schmeicheln Sie sich ja nicht, mir während dieser Fristtage entfliehen zu können. Sie sowohl als Montferon sollen mit Argusaugen bewacht sein, und keiner Ihrer Schritte wird unbelauscht bleiben. Ich ersuche Sie, dem Marquis die Situation in ihrer ganzen Gefährlichkeit darzustellen; wenn er Sie wirklich liebt, wird er gern auf Ihren Besitz verzichten, um Sie nicht mit sich ins Verder-

den hinabzureißen. Zugleich verspreche ich Ihnen, den Brief am Tage nach unserer Vermählung zu vernichten, ohne davon einen Gebrauch gemacht zu haben. Jetzt, Theodora, leben Sie wohl, der Himmel lenke Ihre Gedanken zu unserem Glücke."

Er faßte Ihre Hand und küßte Sie mit leidenschaftlicher Glut.

„Werden Sie sprechen, wenn ich in einigen Tagen komme, um Ihren Entschluß zu vernehmen?"

„Ja, hauchte die unglückliche Frau und blickte dem sich entfernenden Dämon ihrer Ruhe mit thränendem Blicke nach."

„Ich bin verloren, jammerte sie dann auf; was ich vor mir sehe, ist entweder die Schmach an seiner Seite oder der Tod!"

Sechzehntes Kapitel.

Die Gefangene.

Wir betreten ein trauliches Gemach, hübsch möblirt, warm und wohnlich.

Stickrahmen und Bücher, eine Harfe, Musikalien liegen umher und zeugen, daß an Zeitvertreib kein Mangel sei.

Dies that aber auch Noth, denn die Bewohnerin

dieses Gemaches war seit einigen Tagen auf den Umfang dieser Wohnung beschränkt, sie stand mit der Außenwelt nur durch ein Gitterfenster in Berührung, von wo aus, obwohl sie sich in einem oberen Stockwerke befand, sie dennoch nichts sah, als einen schneebedeckten Bergrücken, der jede Fernsicht hemmte und darüber den lichtgrauen Winterhimmel, zu dem sie unablässig ihre Bitten sandte, damit er sie aus der Gefahr, in der sie sich befand, glücklich befreie.

Arme Josefine, getrennt von ihrem Bruder, entführt, gefangen an einem Orte, den sie nicht kannte, von dem sie nicht einmal wußte, wo sie sich befinde?

So verlebte sie einsame kummerschwere Stunden, nur mit einer alten Frau im Verkehre, welche sie haßte, weil sie bei dem abscheulichen Spiele, welches man mit ihr trieb, betheiliget war.

Diese Alte weilte im Vorzimmer und hütete wie ein Drache den Raub, den ein leichtsinniger Lüstling begangen und in diesem einsamen Landhause verborgen hatte.

Wir finden das arme Mädchen bleich abgehärmt mit verweinten Augen am Fenster, durch dessen Scheiben sie sehnsüchtige Blicke in die Ferne sandte, wo ihr Bruder sich befand, die Freundin und die Matrone, in der sie eine zweite Mutter zu verehren sich gewöhnt hatte.

Das Eintreten der alten Frau störte sie in ihrer Einsamkeit.

Bei ihrem Anblicke färbte sich Josefinens Wange mit der Röthe des Zornes und sie kehrte ihr den Rücken zu.

Schöne Mamsell!

Nach einer Pause: „Schöne Mamsell! Erhalte ich wieder keine Antwort?"

„Verlassen Sie mich! befahl die Jungfrau, ohne sie anzublicken."

„Wünschen Sie etwas zum Abendmahle."

„Nein, nein, ich will nichts, als daß Sie mich verlassen."

„Warum so böse, süßes Täubchen, was habe ich Ihnen zu Leide gethan?"

„Sie fragen noch? Haben Sie mich nicht aus dem Saale gelockt, damit mich jene bösen Männer überfallen und forttragen konnten?"

„Ist Ihnen dabei etwas zu Leide geschehen? Nein! Ein vornehmer Kavalier ist in Sie verliebt und entführt Sie! Er bereitet Ihnen eine herrliche Wohnung."

„Einen Kerker!" rief Josefine.

„Wenn alle Gefangenen solche Kerker hätten."

„Bin ich eine Missethäterin?"

„Es hängt nur von Ihnen ab, diesen Ort frei und vornehm zu verlassen."

„Lieber sterben."

„Junge Leute sterben nicht so leicht."

„Oh, ich werde den Muth dazu haben!"

„Das wäre eine Thorheit. Ihnen winkt das Glück, Sie brauchen ihm nur nicht aus dem Wege zu gehen. Ach du lieber Himmel, wie viele Mädchen würden sich an Ihrer Stelle glücklich schätzen? Die feinsten Gewänder, der herrlichste Schmuck und die prachtvollste Equipage steht Ihnen zu Gebote, Sie brauchen nur einzuwilligen, die Geliebte des Herrn Barons zu werden!"

„Nie, nie!"

Während dieses Wortwechsels war ein bejahrter Herr unbemerkt eingetreten, horchte eine Weile zu, lächelte, spielte mit einer goldenen Dose, indem er sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger der einen Hand hielt, und mit der anderen rolliren machte, dann trat er vor und sagte im Tone der Bosheit zu der Alten:

„Geben Sie sich keine Mühe, gute Tante, das gute Kind ist eigensinnig, das wird sich jedoch geben. Wir besitzen Mittel genug, harte Köpfe mürbe zu machen."

Als die Jungfrau die Stimme dieses Mannes hörte, fuhr sie erschreckt zusammen.

„Sie haben sich also noch nicht entschlossen, Schätzchen?" fragte der Herr zärtlich und schob eine umfangreiche Priese in die Nase, Sie weisen mein Herz und meine Anträge zurück?"

Da auf diese Fragen keine Antwort erfolgte, so näherte er sich Josefinen, diese hörte seine Tritte, wendete sich ihm zu und rief: „Kommen Sie mir nicht nahe, ich will von Ihnen nichts wissen, Sie sind mir unausstehlich."

„Und ich liebe Sie; ich sah Sie in Wien nur einmal und mein Entschluß, Sie zu erobern, war gefaßt. Tante, sagte ich zu dieser würdigen Frau, das deutsch-böhmische Harfenmädchen ist ein Engel, und dieser Engel muß meine Geliebte werden. Wär' ich jung und hübsch, ich hätte Ihnen den Hof und Sie in mich verliebt gemacht, da ich aber bejahrt und ein wenig häßlich bin, so mußte ich auf diese Idee verzichten und eine andere ersinnen. Ich beschloß Ihre Entführung und sie gelang. Sie

befinden sich in meiner Gewalt, das einsame Landhaus, mehrere Stunden von Wien entfernt, gehört mir und keine Seele weiß, daß ich Sie gefangen halte. Ja, noch mehr, Niemand denkt daran, auf mich einen Verdacht zu werfen, denn ich war so klug, mich Ihnen nie zu nähern. Ihr Bruder, welcher weiß, daß Graf Marsan Sie mit Liebesanträgen verfolgt hat, wird vielmehr auf diesen sein Augenmerk richten und ihn aufsuchen, wird ihn aber nicht finden, den der junge Graf, ist nach Paris gereist, das wird den Verdacht Ihres Bruders noch mehr bestärken, und es wird ihm nichts übrig bleiben, als Jenem zu folgen. Ob er dann zurückkehrt, und wann? das sind Fragen, die im weiten Felde liegen, bis dahin werde ich Sie schon mürbe gemacht haben. Sie sehen, ich habe mein Plänchen klug angelegt, Sie sind in meiner Gewalt, an eine Befreiung ist nicht zu denken, nehmen Sie die Vortheile, die ich Ihnen biete, an, oder Sie haben das Aeußerste zu gewärtigen."

Josefine erbebte bei dieser Auseinandersetzung einer trostlosen Zukunft und bei der Anschauung ihrer Hilflosigkeit.

Sie brach in Thränen aus, rang die Hände und jammerte:

„Ach, mein Gott, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich solchen Qualen preisgeben?"

„Ich will Sie ja nicht quälen, ich will nur Ihr Glück!"

„Ich will aber ein solches Glück nicht."

„Dann thut es mir leid, daß ich Sie werde dazu

zwingen müssen. Ich bin es müde, Ihnen Ihre Lage begreiflich zu machen, wenn Sie bis jetzt noch nicht zu deren Einsicht gelangt sind, so wird es auch nimmer geschehen; meine Güte ist erschöpft, meine Geduld zu Ende."

Zu der Alten: „Liebe Tante, überwachen Sie das thörichte Kind, daß es sich kein Leid anthue, ich gebe der Mamsell noch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, es sind die letzten."

Damit entfernte sich der Baron und die alte Frau.

Josefine blieb wieder allein.

Das arme Mädchen befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage.

Sie schauderte vor dem Antrage eines Mannes zurück, denn sie nicht kannte, dessen Aeußeres sie anwiderte, dessen Charakter mit diesem in Einklang stand. Sie fühlte, daß Sie sich hier in seiner Gewalt befand, daß sie verlaßen und schutzlos war, und schreckte dennoch schon vor dem bloßen Gedanken an eine Nachgiebigkeit zurück.

Sie zerquälte sich in Gedanken, einen Rettungsweg zu finden und gewann nichts, als die Ueberzeugung, von dessen Unmöglichkeit.

So stand sie am Fenster, sah wieder hinaus auf den schneegeweißten Berg, der öde und einsam da lag und zu dessen Füßen der Abend bereits zu dämmern begann; der Schmerz übermannte sie, Thränen entströmten den Augen, sie eilte zum Lager und warf sich entmuthigt auf dasselbe.

Wie lang sie da gelegen, wußte sie nicht; als sie sich erhob, war es bereits Nacht, der Mond schien hell

und klar zum Fenster herein, wohin sie horchte, überall herrschte ein gespensterhaftes Schweigen.

Plötzlich bemerkte sie vor dem Fenster einen Schatten, die Umrisse eines Körpers traten immer deutlicher hervor, und gleich darauf vernahm sie ein leises Klopfen an den Scheiben.

Ihr Herz schlug heftig, sie zitterte, erhob sich vom Lager und starrte ununterbrochen hinaus.

Das Pochen wiederholt sich.

Was ist das, was soll sie beginnen?

Sie will um Hilfe rufen, zögert jedoch, am Fenster ist ja ein Gitter, sie hat demnach nichts zu besorgen.

Sie schweigt, sammelt ihren Muth und nähert sich dem Fenster.

„Josefine, öffnen Sie!“ tönt es leise durch die Scheiben.

Der Gedanke an Rettung durchbebt ihre Seele, sie öffnet hastig den Flügel und wer beschreibt ihren Schreck, ihr Staunen, sie traute kaum ihren Augen, der Mann, welcher Sie rief, war — Graf Marsan.

Er stand auf einer Leiter und hielt sich mit den Händen am Gitter fest.

„Erschrecken Sie nicht,“ lispelte er dem Mädchen zu, „ich bin es, ich bin gekommen, Sie zu befreien, zu retten.“

„Sie, Herr Graf? Wo bin ich?“

„Sie befinden sich in der Gewalt eines sehr mächtigen Mannes.

„Wie so erfuhren Sie meinen Aufenthalt?“

„Meine Liebe zu Ihnen ließ mich Sie, ohne daß

Sie es merkten, auf allen Ihren Wegen begleiten, ich stieß mehrere Male auf den Herrn, dessen Leidenschaft für Sie mir bald offenbar wurde. Ihr Verschwinden vom Balle im Augarten kam auch mir zu Ohren und mein Verdacht wälzte sich gleich auf Ihren Entführer. Ich hing mich an seine Fersen, verfolgte ihn zu Wagen auf seinen Spazierfahrten und wußte bald, daß Sie in diesem einsamen Landhause eingeschlossen seien. Ich faßte den Entschluß, Sie zu retten."

„Haben Sie mit meinem Bruder gesprochen?" unterbrach ihn das Mädchen.

„Nein."

„Warum theilten Sie ihm Ihren Verdacht nicht mit?"

„Weil ich noch nicht gewiß wußte, ob ich Sie hier treffen werde."

„Und wie gedenken Sie meine Rettung zu bewerkstelligen?"

„Ich werde das Gitter mit einer Feder durchsägen, in einiger Entfernung von hier harrt mein Wagen."

„Wozu aber diese Vorbereitungen? Man hat mich mit Gewalt entführt, somit eine verbrecherische Handlung begangen. Eine einfache Anzeige Ihrerseits würde genügen."

„Wo denken Sie hin? Solchen Herren gegenüber, wie der Besitzer dieses Landhauses, sind Anzeigen fruchtlos."

„Wer ist er?"

„Das kann, das darf ich Ihnen nicht sagen; jetzt aber schließen Sie das Fenster, damit ich beim Durchfei-

len des Gitters nicht verrathen werde, die Zeit drängt, wir haben keine Minute zu verlieren."

Josefine gehorchte.

Während Marsan draußen arbeitete hatte sie Muße zum Nachdenken.

Der Gedanke an Rettung goß einen Strahl von Freude in ihre Seele, doch konnte sie sich eines Mißtrauens nicht erwehren, welches von Sekunde zu Sekunde immer mehr an Raum gewann.

Die Angaben des jungen Grafen befriedigten sie in keiner Weise.

Warum theilte er ihrem Bruder nicht seinen Verdacht mit? Wie so wußte er, das gerade dieß Fenster zu dem Gemache gehöre, wo sie eingeschlossen war? Warum weigerte er sich, den Namen ihres Entführers zu nennen?"

Diese und andere Bedenklichkeiten stiegen in ihrem Herzen auf und erzeugten eine Unschlüssigkeit, die sie nicht zu bannen vermochte.

Sollte sie sich dem jungen Grafen anvertrauen? Hatte er sie in Wien nicht ebenfalls verfolgt? drohte ihr auf beiden Seiten nicht dieselbe Gefahr?

Hätte der Verstand allein erwogen und beschlossen, ihr Entschluß wär vielleicht ein anderer gewesen, allein auch das Herz machte seinen Einfluß geltend, Marsan war dem Mädchen weniger abschreckend wie der häßliche Baron, der junge Kavalier war ihr nicht gleichgiltig, die Einwendungen der Vernunft wurden demnach beseitiget, und dem Rathe des Herzens folgend, beschloß sie sich Marsan anzuvertrauen.

Dieser hatte mittlerweile das Gitter durchsägt, Josefine öffnete wieder das Fenster.

„Jetzt kommen Sie, theuere Josefine."

Die Jungfrau hatte Mißtrauen und Bedenklichkeiten vergessen, der Gedanke an ihre Befreiung beschäftigte sie jetzt ausschließlich, sie beeilte sich daher, der Einladung des jungen Grafen Folge zu leisten, der sie einige Momente später in seinen Armen die Leiter hinabtrug.

Unten angelangt bat Marsan Josefine, ihm ihren Arm zu reichen und beide eilten auf einem Fußpfade durch die Nacht.

„Ach," lispelte die Jungfrau, „wie kalt ist's."

„Gedulden Sie sich nur wenige Minuten, in meinem Wagen werden Sie Pelze finden."

Josefine zitterte vor Angst und vor Kälte, endlich kam man auf der Straße an, wo eine Kalesche harrte, man stieg ein und das Gefährte setzte sich in Bewegung.

„Hüllen Sie sich nur ein," sagte Marsan, es ist sehr kalt und unser Weg ist ein weiter."

„Wie viele Stunden sind wir von Wien entfernt?"

„Warum fragen Sie, theuere Josefine?"

Die Jungfrau wurde betroffen.

„Mein Gott," stammelte sie, „wir fahren doch nach Wien?"

„Und wenn dem nicht so wäre?"

„Herr Graf" —

„Hören Sie mich an, liebe Josefine, ich habe Sie aus einer großen Gefahr befreit, ich liebe Sie zu sehr, um Sie in den Armen eines Anderen zu wissen."

„Wenn Sie mich wirklich lieben, so bringen Sie mich zu meinem Bruder.“

„Ich werde Sie dahin bringen, wo das Glück Sie erwartet.“

„Mein Gott, was ist das? was haben Sie mit mir vor?“

Die Jungfrau fühlte, wie der Arm des Grafen Sie umschlang.“

„Lassen Sie mich.“

„Josefine, ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig, warum thun Sie Ihrem Herzen Zwang an, ich weiß es, ich bin Ihnen nicht gleichgiltig, lassen Sie Ihre Neigung mit der Dankbarkeit sich vereinigen und vertrauen Sie sich mir an.“

„Lassen Sie mich, Herr Graf, Sie bauen auf eine Neigung, die vielleicht gar nicht vorhanden ist.“

„Oh, Sie täuschen mich nicht,“ rief Marsan leidenschaftlich und zog die Jungfrau gewaltsam an sich.

Josefine sträubte sich.

In diesem fürchterlichen Momente, wo die Leidenschaft Marsans immer zunahm und er seine Absicht immer deutlicher verrieth, in diesem Momente erwachte wie durch einen Schlag das frühere Mißtrauen in dem Herzen der Jungfrau, und eine Ahnung des schändlichen Spieles, welches mit ihr getrieben worden war, zog durch ihre Seele.“

Marsan prunkte mit dieser Rettung viel zu sehr, als daß in dem Mädchen der Verdacht nicht hätte aufkeimen sollen, ihre Befreiung stehe mit der Entführung in einem innigen Zusammenhange und sei das angelegte Werk einer rafinirten List.

Ihr Verdacht wuchs eben so rasch wie die Gefahr; sollte sie durch offenen Widerstand Marsans Leidenschaft noch mehr herausfordern und dadurch die Gefahr vergrößern?

Sie that dies nicht, sondern folgte dem weiblichem Instinkte, der sie einen Entschluß durchführen ließ, der eben so schnell entstanden, als gefaßt war.

Sie ergriff die Hand Marsans und sagte mit dem Tone erwachender Zärtlichkeit:

„Sie glauben also an meine Neigung, Sie versichern mich Ihrer Liebe und geben sich doch Mühe, mich zu kränken."

„Ich sollte Sie kränken? womit wodurch?"

„Soll es mir vielleicht gleichgiltig sein, wahrzunehmen, wie Sie dahin streben, mich zu erniedrigen?"

„Es ist keine Erniedrigung, Jemandem, den man liebt, Beweise dieser Liebe zu geben."

„Sie wollen sich also meiner Liebe versichern, um mich dann verlassen zu können?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich Sie zu verlassen gedenke? Sie sollen bei mir bleiben, Sie sollen mit mir in meine Heimat."

„Ich werde also lange, immerfort bei Ihnen und mit Ihnen sein, unterbrach ihn Josefine, als freue sie sich seiner Zusicherung, doch setzte sie traurig hinzu: Ich glaub' es nicht, ich kann es nicht glauben, daß dies Ihr Ernst ist."

„Warum nicht?"

„Weil Ihr Benehmen, Ihre Ungeduld mich glauben lassen, Ihre Leidenschaft sei kein Kind des Herzens."

„Sie thun mir wehe, Josefine!“

„So wie Sie mir. Wenn Sie wirklich mein dauernd Glück wollen, wozu diese stürmische Erklärung hier im Wagen, warum diese Hast, als sollten wir uns morgen schon trennen?“

Marsan fühlte die Richtigkeit dieser Einwürfe und entgegnete:

„Sie haben recht, ich war ein wenig unbesonnen; allein wer trägt die Schuld daran? Sie, ganz allein Sie! Monate sind verflossen, seitdem ich Sie zum ersten Male sah, eben so lang ist es, daß ich Sie liebe. Ich näherte mich Ihnen, Sie aber wichen mir stets aus und fachten dadurch meine Leidenschaft nur noch mehr an. Endlich kommt der Augenblick, wo ich Ihnen beweisen kann, daß ich Sie wirklich liebe, ich rette Sie aus einer großen Gefahr, ich bin mit Ihnen allein und Sie verargen es mir, wenn meine Zärtlichkeit stürmischer wird, wenn die lang gezähmte Glut losbricht nnd ich Sie mit glühendem Verlangen an mein Herz drücke?“

Die abermalige Hinweisung des Grafen auf die Rettung verfehlte ihre Wirkung nicht, diese war jedoch der entgegengesetzt, wie Marsan sie hervorzubringen beabsichtigte.

Josefine gewann an Kaltblütigkeit und Zuversicht.

Ein Blick, welchen sie durch das Kutschenfenster warf, ließ außen den Schein eines Lichtes bemerken. Man fuhr also durch ein Dorf oder sonst eine bewohnte Ortschaft.

Marsan hatte sie umschlungen und drückte zahlreiche Küsse auf ihre Stirne.

Die Jungfrau duldete dies und lispelte: Ich habe Sie ganz der Hülle beraubt, wir wollen sie theilen.

Der Graf nahm dies Anerbieten mit Freuden an, denn es brachte ihn der Geliebten nur noch näher.

Josefine schälte sich aus dem Pelz und während Marsan beschäftigt war die Decken auszubreiten, drückte die Jungfrau mit ganzer Kraft an die Klinke der Kutschenthüre, diese flog auf, Josefine sprang heraus und warf die Thüre hinter sich zu.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes.

Marsan, in die Pelze verwickelt, fand sich nicht augenblicklich heraus, er schrie dem Kutscher zu, dieser hielt, der junge Graf sprang nun ebenfalls aus dem Wagen, man befand sich in der Mitte eines Ortes, rechts und links Häuser und Gehöfte, von der Entflohenen keine Spur, sie hatte wahrscheinlich in einem der Häuser Schutz gesucht.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Trauerfest.

Der Vormittag des einundzwanzigsten Jänner war kalt, neblig und unfreundlich; der Stephansplatz zeigte sich aber trotzdem mit Menschen überfüllt und alle Glocken des Domes ließen ihr feierliches Geläute ertönen, um zu dem Gottesdienste zu laden, der an den traurigsten Tag der Revolution, an die Hinrichtung Ludwig XVI. mahnen sollte.

Mitten in dem Festgepränge, mitten in dem aus lauter rothen Festtagen bestehenden Kongreßkalender Ein Tag der offiziellen Trauer, eine Schmerzbezeigung, eine laute Mißbilligung jenes Frevels, der eine Monarchie umgestürzt und das Zeichen gab zu einem unheilvollen Kriege, an dessen Brust sich Napoleon groß gesäugt; dieser als Bändiger der Republik mußte seinerseits wieder gebändigt werden, um dem alten Königsstamme Platz zu machen, der in der Person Ludwig XVIII. in Paris einzog und der seine Regierung von dem Todestage Ludwig XVII. datirte, welcher gar nie auf einem Throne gesessen und der dadurch mit einem Federzeuge die Regierung Napoleons aus der Geschichte Frankreichs zu streichen vermeinte.

Die Geschichte mit einem Napoleon dem Dritten war nur eine neue Auflage dieses alten Manövers, wobei nur zu bemerken ist, daß nicht alle neuen Auflagen auch zugleich die verbesserten sind.

Der Todestag Ludwig XVI. war von der Restauration zu einem allgemeinen Trauertage erhoben worden und alle Gesandschaften wurden angewiesen, den Tag durch eine kirchliche Feier zu begehen.

Herr von Talleyrand — nicht gedenkend seiner Mitschuld an dem Morde des Herzogs von Enghien — beeilte sich, das Trauerfest mit einem parteisüchtigen Gepränge in Scene zu setzen.

In der Mitte des Schiffes stieg sechzig Fuß hoch ein Thronhimmel empor, der mit allen Attributen des Königthums geschmückt war.

An den vier Ecken des Kastrums standen vier riesige Statuen, darstellend: Frankreich wie es in Thränen zerfließt, Europa wie es seinen Schmerz bezeigt, die Hoffnung und die Religion.

Das ganze Schiff war mit einem ungeheueren schwarzen Teppich verdeckt, der mit Silber reich gestickt war; an jedem der Pfeiler prangte das französische Wappen, tausende von Wachskerzen verbreiteten in dem düsteren Dome eine blendende Helle.

Das Schiff und der Chor waren für die geladenen Gäste, die Seitengänge für das Publikum bestimmt, für die Monarchen war eine mit schwarzem Sammt ausgeschla-

gene Tribune errichtet, welche mit Silberfransen geschmückt war.

Die Einladungskarten enthielten die Zeilen:

„Die Gesandten Seiner sehr christlichen Majestät ersuchen Sie, sich zu dem am 21. Jänner in der Domkirche zu St. Stefan statthabenden Gottesdienste einzufinden.“

Als Ehrenwache des Kastrums prangten ungarische Garden.

Die zehnte Vormittagsstunde war für das Seelenamt bestimmt und Alles sah daher der Ankunft der Souveräne entgegen.

Unter der zahlreichen Menge der Zuschauer bemerken wir auch unsere drei Bekannten, die beisammen zu finden wir schon lange nicht so glücklich waren:

Wasili, Marsan und Montferon.

Welche Glückwechsel hatte das Kleeblatt erlebt, seitdem es sich auf dem Graben zum ersten Male zusammen gefunden?

Montferon blosgestellt, schwer erkrankt, nach einem Sturme mit der Geliebten wieder vereinigt und jetzt abermals auf dem Punkte, sich von ihr trennen zu müssen.

Marsan der glückliche Arrangeur einer Entführung und der höchst unglückliche Jungfrauenretter, die ihm im Momente, wo er den Dank für die Rettung zu ernten hofft, entflieht und ihn einsam in der Kalesche zurückläßt — und endlich Wasili das nordische Glückskind, welches die verlorne Gunst seines Kaisers, seine Liebe, kurz das Glück

seines ganzen Lebens aus den Flammen holte, gleichsam um zu zeigen, daß er auch mit Lebensgefahr zu verdienen verstehe, was ihm die Gunst des Geschickes früher muthwillig in den Schooß geschleudert.

Die drei Freunde trafen sich auf dem Platze zusammen wie die drei Schicksalsschwestern des britischen Dichters und nun ging es ans Erzählen.

Wasili war der aufrichtigste, er hatte keinen Grund, etwas zu verhehlen.

Marsan mußte schon ein wenig vorsichtiger sein, und bei Montferon war dies in einem noch höheren Grade der Fall.

Sein kränkliches Aussehen, der Kummer, der aus seinem Auge sprach, veranlaßte die Freunde in ihn zu dringen, ihnen die Ursache dessen mitzutheilen; der Marquis zögerte eine Weile, dann aber zog er die Anderen aus dem Gewühle fort und erzählte ihnen die Schicksale seiner Jugend, Raily's Leidenschaft für Theodora, die Vorfälle der letzten Wochen und endlich den neuesten Angriff, welchen der Engländer unternommen hatte, um in Theodora's Besitz zu gelangen. Achille verschwieg den Freunden zwar den Inhalt des Briefes, dessen sich Raily als Angriffswaffe bediente, doch sagte er ihnen, es sei ein Dokument für ihn und Theodora so wichtig, daß diesmal Raily seinen Zweck wahrscheinlich erreichen werde, da weder er noch Theodora einen Rettungsweg wüßten.

„Der Kukuk hole den Engländer," rief der ehemalige Seeoffizier, jetzt kaiserlicher General-Adjutant, aus,

„sollte es denn gar kein Mittel geben, dem Burschen an, den Leib zu kommen? Ich kann ihm den Streich noch immer nicht vergessen, den er mir gespielt, denn jetzt werdet Ihr wohl begreifen, daß Alles, was geschah, nicht zufällig kam, sondern von ihm angelegt war. Und das sollten wir schweigend und geduldig hinnehmen? Nimmermehr! Der Schuft muß sechs Zoll Eisen in den Leib bekommen."

„Ums Himmelswillen," entgegnete Marsan, „schlagen Sie sich die sechs Zoll Eisen aus dem Kopfe, wollen Sie wieder Alles auf's Spiel setzen, was Sie mit Lebensgefahr kaum wieder errungen haben? Oder glauben Sie, daß noch einige Rasumowsky'sche Palais Ihnen zu Liebe in Flammen aufgehen werden, damit Sie Papiere retten und wieder zu Gnade kommen können?"

„Aber Freundchen, bedenken Sie, es gilt den Gardekapitän in Moskau zu rächen, meine Wenigkeit zu revangiren und Achille und Theodora zu retten."

„Sie haben Recht, Arthur, dies Alles gilt es, es frägt sich jedoch, wie soll es bewerkstelligt werden?"

Diese Frage war noch nicht beantwortet, als ein vorübergehender Herr die Aufmerksamkeit der drei Freunde auf sich zog.

Es war eine jener Gestalten, die auffallen, sobald man sie nur erblickt.

Die hagere Figur zeigte einen Kopf von ordnungslos wehendem Haare, das Auge blickte gespenstisch aus der Tiefe der Höhlen heraus, die Züge des Antlitzes ohne

besonderen Ausdruck, fast ledern, das Antlitz breit, blaß und mager.

Dieser Herr trug das Kostüme eines Weltgeistlichen, darüber ein schwarzes Mäntelchen; die Strümpfe waren beschmutzt, die niedergetretenen Schuhe mit einem Bindfaden über den Knöcheln aufgebunden.

Unter dem linken Arme schaute ein Andachtsbuch hervor, in der Rechten hielt er einen alten Regenschirm.

„Wer ist das?" fragte Wasili neugierig.

Marsan gab die Auskunft:

„Das ist der Abbé Zacharias Werner, der Prediger des Kongresses, den man besucht, wenn man sich amusiren will."

„Um Gotteswillen, der wird doch nicht heute …"

„Keine Angst, für eine Gelegenheit wie die heurige, ist eine Wernersche Predigt nicht geschaffen."

„Er soll, wenn ich nicht irre, ein Preuße sein?"

„So ist es, er ist aus Königsberg und trat vom Lutherthum zum Katholicismus über. Man erzählt eine Scene, welche seinen Uebertritt entschied. Werner erging sich eines Abends auf dem Stefansplatze, versunken in dichterische Träumereien. Plötzlich bleibt er stehen, betrachtet mit begeistertem Auge den gothischen Riesenbau der Kathedrale und den gewaltigen Thurm, der hoch in die Lüfte ragt. Da geht eine der kleinen Thüren des Domes auf, und heraus trat ein greiser weiß gekleideter Priester von zwei Knaben begleitet; es galt einem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu bringen.

Bei diesem Anblicke bleibt der lutherische Dichter betroffen stehen, bis der heilige Zug seinen Blicken entschwunden ist. Seine Fantasie wird aufgeregt, sein Herz ist im Tiefsten bewegt, von diesem Augenblicke an ist er Katholik. Er eilt nach Rom, entsagt in der Peterskirche feierlich seinem Irrglauben, lebt zwei Jahre in einer Einsiedelei am Fuße des Vesuvs und kehrt zurück, um von der Kanzel herab gegen die Irrthümer der Welt, am heftigsten aber gegen seine eigenen früheren Irrthümer zu eifern, worunter er besonders seine dramatischen Schöpfungen verstanden haben will. Das Aufsehen, welches Werner als Prediger erregt, veranlaßt die spekulativen Theater-Direktoren zur Wiederaufführung seiner Tragödien, so wie am Morgen die Kirche ist des Abends das Theater gefüllt, dasselbe Publikum, welchem Werners Citate aus den Kirchenvätern noch frisch im Gedächtnisse leben, klascht am Abende seinem „Attila,“ seinem „Luther“ u. s. w. Beifall zu. In seiner Manier zu predigen ist er ein Nachahmer Abrahams a Santa Clara, eines Barfüßermönchs, der unter Kaiser Leopold Aufsehen erregte. Wenn Sie eine Wernersche Predigt besuchen, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß er, so oft er während der Predigt niederkniet und die Zuhörer zum Beten auffordert, diese Frist immer dazu benützt, um seine Rede weiter zu konzipiren, da er zu träge ist, sie vorher auszuarbeiten. Sie können sich dem zu Folge leicht vorstellen, daß er heute nicht predigen wird, diese Ehre wurde dem Herrn Pfarrer von St. Anna Zaingelius zu Theil,

der ein geborner Franzose, die Predigt in französischer Sprache halten wird. Den Text zu derselben bildet der Spruch: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten,“ und ich kann Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ein großer Theil dieser Predigt Herrn von Talleyrand zum Verfasser hat.“

„Ah, ah, das ist köstlich!“

„Sie scheinen zu vergessen, daß Herr von Talleyrand Bischof war, bevor er Diplomat wurde.“

„Jetzt aber genug von diesen Dingen, wir sind von unserem Stoffe ganz abgekommen, wir haben über die Herren Werner und Talleyrand unseren Mann vergessen, ich frage demnach noch einmal, wie nehmen wir Vergeltung, Rache und Rettung?“

Ein Aufleuchten in Marsans Augen verkündete zuerst, daß er von einem Gedanken ergriffen sei.

„Julius,“ rief Wasili, „ich vermuthe, daß Sie einen Weg gefunden haben.“

„Meiner Treu, es ist so was.“

„Lassen Sie hören.“

„Oho, mein Freund, ich habe kaum das Ei und Sie wollen schon das Huhn. Die Idee wär' wohl da, aber die Details mangeln mir noch, wenn es mir gelingt, diese zu kombiniren, daß sie des Grundgedankens würdig sind, dann soll Ihnen eine großartige Satisfaktion zu Theil werden. Lassen Sie mich jetzt allein, nach dem Seelenamte treffen wir uns im Café auf dem Graben,

bis dahin hoffe ich mit meinem ganzen Plane im Reinen zu sein."

„Lebt wohl."

„Adieu, der Himmel erleuchte Sie...."

„Zum Verderben des Engländers —"

„Amen!"

Um eilf Uhr verkündete das Geläute der Glocken die Ankunft aller Souveräne.

Die Monarchen trugen Zeichen der Trauer, die Prinzessinnen hatten über die Trauerkleider Mäntel von Krepp geworfen.

Prinz Leopold von Sicilien, das einzige anwesende Mitglied des Hauses Bourbon, und der französische Gesandte, Herr de la Tour-du-Pin, empfingen die Monarchen am Portale und geleiteten sie zur errichteten Tribune, die Damen begaben sich auf den Chor, worauf der Gottesdienst begann.

Der vierundachtzigjährige Fürsterzbischof von Hohenwarth hielt das Amt, das Requiem, von Neukomm komponirt, wurde von zweihundert und fünfzig Stimmen ohne irgend eine Begleitung gesungen.

Salieri dirigirte.

Welche Betrachtungen erweckte der Anblick der andächtig knieenden Souveräne am Grabmale Ludwig XVI.

Alle theils durch Bande des Blutes, theils durch Bündnisse mit diesem ältesten Fürstenhause Europa's verbunden, mußten heute unwillkürlich der entsetzlichen Zeit gedenken, die herbeiführte, was heute betrauert wurde.

Dieses Grab erinnerte sie nicht nur an Ludwig, sondern auch an Napoleon, den sie mit Gottes und ihrer Völker Hülfe überwunden hatten, ein Doppelbild, ganz geeignet, ihnen den Unbestand aller menschlichen Größe vor die Augen treten zu lassen.

Die Predigt des Herrn von Zaigelius, in der That ein Muster kirchlicher Oratorik, wies ebenfalls darauf hin.

Sie schilderte die reißenden Fortschritte der Revolution, welche in drei Jahren zusammenstürzte, was sechshundert aufgebaut.

Der Redner befliß sich in diesem nie erhörten Mißgeschicke den Finger Gottes nachzuweisen, „der die Throne aufbaut und niederreißt.“

Er forderte die Anwesenden auf zum Gebete für Ludwig den XVI. und Marie Antoinette und schloß mit der Anführung der vornehmsten Stellen aus dem Testamente des königlichen Märtyrers, jenem Testamente, welches man das heldenmüthige Gesetzbuch der Liebe genannt hat.

Als der Prediger die Kanzel verließ, schwamm Alles in Thränen.

Dort an dem abseitigen Altare kniet Achille Monteron, der Sohn Sansons.

Der Ausdruck unsäglichen Schmerzes lagert auf seinem Antlitze.

Die Erinnerung an seine unselige Kindheit taucht lebhafter denn je vor ihm auf, das fürchterliche Bild, vor welchem er zur Buße gar oft ein heißes Gebet verrichtete,

stand vor seinem Geiste und die Blässe seines Antlitzes bewies den Schmerz seiner Seele.

Viele Gebete stiegen heute für das Seelenheil des unglücklichen Königs zum Himmel empor, keines aber kam aus so zerknirschtem Herzen, keines war brünstiger, wie das Gebet Achille's.

In diesem Momente, während er im Stefansdome zu Wien kniete, mußte auch der Pfarrer der St. Laurentiuskirche in Paris für die Manen des Königs und den Seelenfrieden seines Henkers beten, dort wie hier stiegen dieselben Bitten zum Himmel empor.

Alle vereinten sich in der Trauer für jene Vergangenheit, aber nicht Alle fanden sich in ihren Wünschen für die Zukunft zusammen.

Das Trauerfest wurde in ganz Frankreich begangen, weil es befohlen war, aber nicht überall fand es willige Andacht und demüthige Zerknirschung.

In Wien besonders wurden tadelnde Stimmen laut. Ursprünglich auf eine Kapelle und einen kleinen Kreis politischer Andächtiger berechnet, wurde das Seelenamt zu einem Trauerfest im großartigsten Style, welchem man zwar seine Wirkung nicht absprechen konnte, welches aber der Situation nichts weniger als angemessen und in mancher Beziehung auch ärgerlich war.

Man hielt es für unangemessen, daß in Gegenwart so vieler Fürstin eine Erinnerung aufgefrischt wurde, die

zweckmäßiger ungeweckt, es kamen Dinge zur Sprache, die besser in das Dunkel der Vergessenheit versenkt geblieben wären.

Das Ganze brachte, unbeschadet des religiösen Eindruckes, eine falsche Stimmung hervor und nahm sich im „Oesterreichischen Beobachter“ vielleicht etwas besser als in der Wirklichkeit, aber keineswegs erbaulich aus.

Zwischen den Anhängern dieser Feier und den Tadlern gab es aber Viele, welche der Meinung huldigten, der schlaue Herr von Talleyrand habe diesen glücklichen Wurf nicht ohne ironischen Hintergedanken gethan.

Damit die hochgehenden Wogen der Zerstreuung ein wenig geebnet werden, schleuderte er die demüthigende Erinnerung mitten in das Festprogramm, eine Erinnerung, welche freilich dem österreichischen Hof gerade so hoch zu stehen kam, wie irgend ein anderes Fest, denn er war es, der auch die Kosten dieser Feier — sie beliefen sich auf 100,000 Gulden — bestritt.

Welcher von diesen Meinungen man auch anhängen mochte, Eines war gewiß.

Wenn beim Leichenzuge des Prinzen von Ligne eine Geisterstimme vom Kahlenberge herüber dem Kongresse das „Vanitas vanitatis, omnia vanitatis!“ zurief; wenn die nämliche Stimme aus den Trümmern des Rasumovskyschen Palais die hohe Versamlung an den

Spruch; „Sic transit gloria mundi“ mahnte, dann konnte man diese Stimme auch nicht überhören, als sie am 21. Januar vom Chore zu St. Stefan herab das: „Memento mori!“ sang.

Ende des dritten Bandes.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.